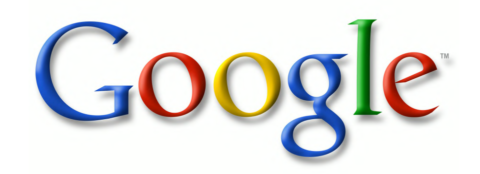
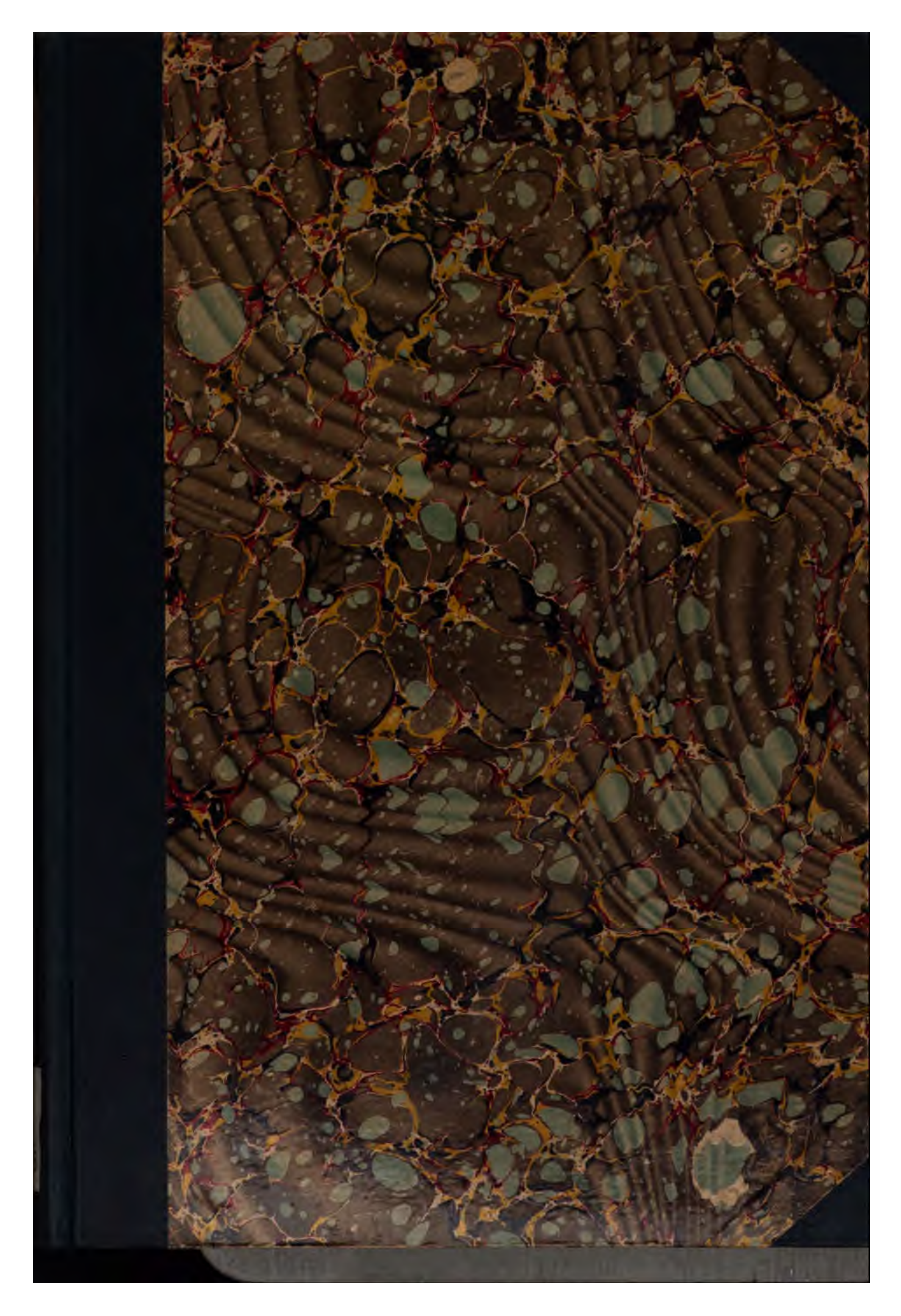







LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

HEBBEL UND IBSEN

IN IHREN ANSCHAUUNGEN VERGLICHEN

VON

JOSEF WIEHR

HARRISON FELLOW IN GERMANICS, 1905/06
UNIVERSITY FELLOW IN GERMANICS, 1906/07
UNIVERSITY OF PENNSYLVANIA

THESIS PRESENTED TO THE FACULTY OF THE GRADUATE SCHOOL OF THE UNIVERSITY OF PENNSYLVANIA IN PARTIAL FULFILMENT OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE OF DOCTOR OF PHILOSOPHY

STUTTGART 1908
DRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT

Abkürzungen.

W. = Friedrich Hebbels sämtliche Werke, herausgegeben von R. M. Werner. 12 Bände, Berlin 1901—1903.
Z. B.: „W. VII, S. 125, Z. 18" = Werke, Band VII, Seite 125, Zeile 18.

Tgb. = Friedrich Hebbels Tagebücher, herausgegeben von R. M. Werner. 4 Bände, Berlin 1903.
Z. B.: „Tgb. III, 3275" = Tagebücher, Band III, Nummer 3275.

B. = Friedrich Hebbels Briefe, herausgegeben von R. M. Werner. 7 Bände, Berlin 1904—1907.
Z. B.: „B. V, S. 175, Z. 12" = Briefe, Band V, Seite 175, Zeile 12.

Bw. = Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen, herausgegeben von Felix Bamberg. 2 Bände, Berlin 1892.
Z. B.: „Bw. II, S. 150 u." = Briefwechsel, Band II, Seite 150 unten.

V. = Henrik Ibsens samlede Vaerker, Kjöbenhavn 1898 bis 1902.
Z. B.: „V. V, S. 275" = Vaerker, Band V, Seite 275.

Einleitung.

Hebbel und Ibsen, diese beiden Namen sind in den letzten zwanzig Jahren so häufig zusammen genannt worden, daß ihre Zusammenstellung nichts Ueberraschendes mehr hat. Die zwischen diesen Dichtern bestehenden Beziehungen sind mannigfacher und tiefgehender Art, obwohl auch sehr augenscheinliche Aehnlichkeiten zahlreich genug vorhanden sind. Literarhistoriker und Kritiker, die Hebbel und Ibsen miteinander in Beziehung gebracht haben, neigen sich, je nach ihrem besonderen Standpunkte und ihrer relativen Bewertung der verschiedenen Seiten eines Kunstwerks, bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Seite. Im allgemeinen stellen die älteren und mehr konservativen Aesthetiker, unter denen die speziellen Verehrer Hebbels stark vertreten sind, diesen Dichter über Ibsen;[1]) die jüngere Generation, auf die Ibsen einen starken Einfluß ausgeübt hat, zählt naturgemäß viele und häufig bedingungslose Ibsenanbeter in ihren Reihen und weist also Hebbel die bescheidene Stellung eines Vorläufers

---

[1]) Zu den ersteren zählen z. B. R. M. Werner — vgl. W. I, S. XLIX; III, S. LIII; Adolf Stern — vgl. Ibsens Weltanschauung. Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, I, S. 850; Adolf Bartels — vgl. Der Sieg Hebbels. Deutsche Monatsschrift etc., III, S. 71 u. 212; auch Christian Friedrich Hebbel, Leipzig (Reclams Universal-Bibliothek), und Bartels' Einleitung in Christian Friedrich Hebbels sämtliche Werke, herausgegeben von Adolf Bartels, Leipzig und Stuttgart. — E. Reich — vgl. Henrik Ibsens Dramen. Dresden und Leipzig 1894; dasselbe, fünfte, vermehrte Auflage, Dresden 1906; und S. Friedmann — vgl. Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. 2 Bände, Leipzig 1900, weisen vielfach auf die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern hin, nehmen indessen eine neutrale Stellung ein.

des großen Skandinaviers an.[1]) Solange es sich um einen Gradmesser für Einzelheiten handelt, fällt es nicht schwer, eine Entscheidung zu treffen; doch sobald wir das gesamte Schaffen dieser beiden Männer gegeneinander abzuschätzen versuchen, können wir zu keinem endgültigen Urteil gelangen, ohne uns der Einseitigkeit und Willkür schuldig zu machen. Es liegt aber einerseits keine Notwendigkeit zu einer solchen Entscheidung vor; anderseits bleibt es jedem unbenommen, sie zu fällen, wenn er nur nicht darauf Anspruch erhebt, daß dieselbe auch für andere maßgebend sein soll. Vorliegende Arbeit wird sich so viel wie möglich auf eine einfache Darstellung der Tatsachen beschränken, es dem Leser überlassend, dieselben gegeneinander abzuwägen.

---

[1]) Entschiedener Ibsenanbeter ist L. Berg — vgl. Hebbel und Ibsen. Gegenwart 37, S. 212f., auch enthalten in Zwischen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a. M. 1896, der Ibsen einen „Hebbel redivivus in vollkommener Gestalt" nennt.

Das Lebenswerk Friedrich Hebbels stellt sich auf den ersten Blick als ein einheitliches Ganzes dar; sein Denken und Dichten stand durchaus unter der Herrschaft der Idee des Pantragismus. Mit dieser bestrebte er sich sowohl die Gestalten und die Handlung seiner Dramen, als auch die Erscheinungen und Ereignisse der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Auf das schonungslose Walten dieser „Idee" ist das Gemütlose und Kalte, das den meisten seiner Dramen anhaftet und das sich nur durch unbedingte Hingabe an die „Idee" des Dichters überwinden läßt, in erster Linie zurückzuführen. Braun von Braunthal hatte so unrecht nicht, wenn er meinte: „Es fehlt Ihnen vor allem das Prinzip der Liebe. Was Ihnen Natur an Kraft zu lieben gegeben haben mag, vergeudeten Sie an sich selbst. Daher kommt es, daß alle Ihre Dichtungen kalt lassen; es mangelt ihnen allen eben das kleine ‚Etwas' . . ." [1]) Nur der Vorwurf übergroßer Selbstliebe ist kaum am Platze, wir glauben Hebbel gern, daß für seinen Nächsten oft nicht viel dabei herauskommen würde, falls er ihn lieben sollte wie sich selbst. [2]) Hebbel war der selbstlosen Hingabe durchaus nicht etwa unfähig, doch in seinem Schaffen und Denken wurde er zu stark von seinen metaphysischen Anschauungen beherrscht. Seine Entwicklung war eine geradlinige und bewegte sich von jugendlich ungestümer Auflehnung und leidenschaftlichem Begehren zu

---

[1]) Bw. II, S. 375. Bezüglich der Kälte Hebbels tat Otto Ludwig den Ausspruch: „Hebbel nennt Lessing einmal nüchtern; wie soll man ihn nennen? Er ist heiß, wie das Schneewasser ist, von dem die Kinder klagen, es brenne sie an die Haut" — vgl. Otto Ludwig, Shakespearestudien, herausgegeben von Moritz Heydrich. Zweite Auflage, Halle 1906. S. 68.

[2]) Vgl. Tgb. I, 742.

Unterordnung und Entsagung. Dies war nicht etwa ein Akt der Schwäche, sondern das Resultat philosophischer Erkenntnis. Er fügte sich der allwaltenden „Idee", die er als das Gesetz des Universums erkannt zu haben glaubte; doch mit den feindlichen Mächten der Wirklichkeit hat er je ebensowenig Frieden geschlossen, als der ewig kampfesfreudige und kampfesmutige Ibsen. In der Entwicklung des letzteren ist gleichfalls strikte Konsequenz; seine Ausleger haben dies überzeugend dargetan, obschon Ibsen leider nie dazu gekommen ist, das Buch zu schreiben, „das sein Leben und seine Dichtung zu einem klar verständlichen Ganzen verknüpfen sollte", wie er es am 3. März 1898 in einer Festrede zu Christiania in Aussicht gestellt hatte.[1]) Aber seine Werke sind vielseitig wie seine Persönlichkeit. Ibsen hat nie, wie Hebbel, die zauberkräftige Formel gefunden, die ihm den Sinn des Lebens hätte enthüllen können. Er ist als ein Fragender und Suchender aus der Welt gegangen. In der obenerwähnten Festrede sagte er auch: „Ich habe noch verschiedene Tollheiten auf Lager, die auszudrücken ich bisher noch keine Gelegenheit gefunden habe." Im Herbste des folgenden Jahres erschien der dramatische Epilog „Wenn wir Toten erwachen", des Dichters letztes Werk; doch es ist keine Antwort auf die großen Fragen des Lebens, kein eigentlicher Abschluß des gewaltigen Ringens. „Aus qualvoller Selbstprüfung eines enttäuschten Greises entstanden, der alles verlangte, und weil ihm bloß vieles geworden, nichts erreicht zu haben glaubt, stellt sich so betrachtet dies letzte Drama dar," findet selbst Emil Reich, der hingebende und geistvolle Ausleger Ibsens.[2]) Man hat Ibsen oft den Vorwurf gemacht, daß er nie eine Antwort auf die von ihm vorgebrachten Fragen gebe. Doch „es ist nicht nötig, daß alle Fragen beantwortet werden; es reicht bei den wichtigsten schon hin, wenn sie nur aufgeworfen werden, denn sie sind es,

---

1) Vgl. V. X, S. 518. 2) Vgl. E. Reich, op. cit. Fünfte Auflage. S. 444.

die im Verlauf der Zeiten den größten Geistern den Tribut abfordern." [1])

Die Vielseitigkeit Ibsens und seines Lebenswerkes ist eine der Hauptursachen des ungeheuern Einflusses, den er auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, jetzt noch ausübt und wohl auch noch auf lange hinaus ausüben wird. „Von der Größe des Mannes gibt vielleicht nichts ein besseres Zeugnis als der Umstand," sagt Georg Brandes, „daß er in Norwegen zuerst als Konservativer, später als Radikaler, in Deutschland als Naturalist, Individualist und Sozialist, in Frankreich als Symbolist und Anarchist aufgefaßt und anerkannt wurde.

„In jedem Lande hatte man Augen für einige Seitenflächen seines Wesens. Das zeigt, in wie viele Facetten es strahlt und wie vielseitig es ist." [2])

Auch Ibsen hat man Kälte, ja sogar Zynismus zum Vorwurf gemacht. Viele sehen in ihm noch immer nichts als den fürchterlichen Richter, der unerbittlich auf der Forderung „alles oder nichts" besteht, dessen Gesetz lautet: „Auge um Auge und Zahn um Zahn." Aber es ist nicht Ibsen, der dieses Gesetz aufgestellt hat; er sah nur, als er gelernt hatte, die Welt mit den Augen der modernen Wissenschaft zu betrachten, das Walten dieses Gesetzes überall in der Natur und im Menschenleben. Er sprach nicht als Richter sein Verdammungsurteil über die Menschheit aus, sondern er kam zu ihr als Prediger in der Wüste, um sie aus dem Todesschlafe aufzurütteln, und er hat sein Leben lang danach gerungen, seine Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit des Menschen mit seiner Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens in Einklang zu bringen. [3])

Hebbel und Ibsen sind beide Ichdichter. Bei ersterem

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1171. [2]) Vgl. Brandes, Georg, Henrik Ibsen (Die Literatur 32—33). Berlin 1906. S. 80.

[3]) Ueber den sittlichen Standpunkt Ibsens vgl. Artur Brausewetter (Sewett), Ibsen und das religiöse Problem. AZg. B. 1903, S. 137/8, der Ibsens Strenge und Unerbittlichkeit auch aus dem alttestamentlichen Charakter seiner Ethik ableitet.

tritt dies weniger klar zutage, da er sich in weitaus den meisten Fällen des historischen Kostüms bediente, um das zu gestalten, was in ihm tobte und gärte, oder in der Stille zur Reife gediehen war. Doch handelt es sich in diesen Dramen nie in erster Linie um das Historische; im besten Falle dient es als erklärender Hintergrund — Milieu; manchmal ist es überflüssig, wie z. B. in Gyges und sein Ring, oder wirkt sogar störend, wie die Einführung der drei Weisen in Herodes und Mariamne.[1]) Daß das

---

[1]) In dieser Beziehung sind die Ansichten sehr geteilt. Friedmann erkennt die Großartigkeit des historischen Hintergrundes in Herodes und Mariamne an, doch bringe derselbe „unmotiviert Neues und Unerwartetes, so daß sich zu unserer Verwunderung auch die Ungläubigkeit gesellt. Daher ist es begreiflich, daß sowohl die zeitgenössischen Kritiker als auch Kuh, Gottschall und Bulthaupt diese schlecht gelungene Verquickung von historischen Motiven in einem Drama tadelten, das von Hause aus ein psychologisches ist und hätte bleiben sollen. Von Julian Schmidt will ich nicht reden, da ihm seine Gereiztheit gegen unseren Dichter viel von seinem Ansehen nimmt" — vgl. loc. cit. I, S. 172 (vgl. Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels, Band III, Leipzig und Oldenburg 1904, S. 170ff. und Kuh, Emil, Biographie Friedrich Hebbels, 2 Bände, zweite, unveränderte Auflage. Wien und Leipzig 1907, II, S. 253ff.). Adolf Bartels in seiner Hebbel-Biographie rühmt das Stück als mächtig in der historischen Auffassung; vgl. S. 91. In der Einleitung zu den Werken tut er den Ausspruch: „Nicht minder groß wie als Leidenschaftsgemälde ist das Werk als historisches Weltbild, wohl das bedeutendste, das der Dichter geschaffen hat" — vgl. ibid. S. XXVII. Dr. Bornstein verweist nachdrücklich „auf die Schilderung des historischen Milieus im Sinne einer höheren Wahrheit, als auf den ersten und glänzendsten Vorzug des Mariamnedramas" — vgl. Bornstein, P., Hebbels „Herodes und Mariamne". Hamburg und Leipzig 1904, S. 16. Von einem etwas anderen Standpunkte ausgehend, findet R. M. Werner, daß in Herodes und Mariamne das positive Ideal — Fortschritt der Gattung im Untergange des Einzelnen — wenigstens in der Ferne gezeigt werde — vgl. W. II, S. XLII, sagt aber selbst an anderer Stelle, daß nicht die Handlung, sondern die Persönlichkeiten Hebbel anziehen — vgl. W. V, S. XVII. Otto Ludwig ist allerdings der Meinung: „Ueberhaupt sind die Hebbelschen Figuren, weil sie nicht Naturvermögen wie die Shakespeares, sondern Denkarten darstellen, Lebensanschauungen — epischer Art, weil seine Probleme mehr kultur-

Historische in einigen Dramen Hebbels einen unumgänglich notwendigen Bestandteil oder auch nur Hintergrund der Handlung bildet, ändert nichts an der Tatsache, daß es sich in denselben immer um ganz individuelle Probleme handelt. Zwar steht dies mit den Absichten, die Hebbel in seinem Schaffen leiteten und die er verwirklicht zu haben glaubte, im schroffen Widerspruch; doch wer nicht mit allen möglichen Hilfskonstruktionen an Hebbels Dramen herantritt, wird immer nur den Eindruck eines individuellen Schicksals mit hinwegnehmen, Agnes Bernauer ausgenommen. Wenn wir uns erinnern, daß Hebbel die Gewalt, die Goethes Faust auf die Gemüter ausübte, einzig und allein der gelungenen Darstellung der mittelalterlichen Zustände in diesem Stück zuschrieb, so kann es uns nicht weiter befremden, daß er in bezug auf seine eigenen Dramen eine ähnliche Auffassung hegte.[1])

„Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß,"[2]) erklärte Hebbel selbst, und es ist in der Tat immer nur Friedrich Hebbel, der uns aus seinen Werken entgegentritt. Aber er hat dies noch viel nachdrücklicher und deutlicher ausgesprochen. „Ich will nur dem weitverbreiteten Wahn,

---

historische als psychologische sind", eine Ansicht, die ich für ziemlich verfehlt halte — vgl. Otto Ludwig, Shakespearestudien, herausgegeben von Heydrich. Zweite Auflage. Halle 1901. S. 60.

[1]) Bezüglich seiner Ansichten über Goethes Faust vgl. W. XI, S. 336 ff. So behauptet er von Bauernfelds Franz von Sickingen: „Nicht die guten Einfälle, die treffenden Anspielungen, von denen das Stück wimmelt, auch nicht die sehr gelungenen possenhaften Figuren, an denen es nicht mangelt; die ungeheuern Geschichtsmomente, die sich in ihm bewegen, haben die Zuschauer aller Klassen gepackt" — vgl. W. XI, S. 341, Z. 15 ff. Wenn wir den revolutionären Charakter des Stückes in Betracht ziehen, und ferner, daß es sich um das Jahr 1850 handelt, so können wir so ungefähr erraten — und Hebbel hat es sogar selbst verraten, wenn er es auch unterläßt, den betreffenden Schluß daraus zu ziehen —, was die Zuschauer aller Klassen gepackt haben mag — vgl. W. XI, S. 343, Z. 27 ff.

[2]) Vgl. Tgb. I, 834.

als ob der Dichter etwas anderes geben könnte als sich selbst, als seinen eigenen Lebensprozeß, bestreiten; er kann es nicht und hat es auch nicht nötig, denn wenn er wahrhaft lebt, wenn er sich nicht klein und eigensinnig in sein dürftiges Ich verkriecht, sondern durchströmt wird von den unsichtbaren Elementen, die zu allen Zeiten in Fluß sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten, so darf er dem Zug seines Geistes getrost folgen und kann gewiß sein, daß er in seinen Bedürfnissen die Bedürfnisse der Welt, in seinen Phantasien die Bilder der Zukunft ausspricht, womit es sich freilich sehr wohl verträgt, daß er sich in die Kämpfe, die eben auf der Straße vorfallen, nicht persönlich mischt." [1]) Poetisches Schaffen war für ihn Selbstbefreiung, es war das Bett, in das er den Strom seiner Leidenschaft ablenkt. So lesen wir im Tagebuch des Dichters: „Daß Shakespeare Mörder schuf, war seine Rettung, daß er nicht selbst Mörder zu werden brauchte. Und wenn dies einer solchen Kraft gegenüber zuviel gesagt sein könnte, so ist doch sehr gut eine gebrochene Dichternatur denkbar, bei der das in anderen Menschen gebundene und von vornherein ins Gleichgewicht gebrachte, im Künstler aber entfesselte und auf ein zu erringendes Gleichgewicht angewiesene elementarische Leben unmittelbar in Taten hervorbräche, weil die künstlerischen Produktionen in sich ersticken oder in der Geburt verunglücken." [2]) „Hebbels Gestalten sind Fleisch von seinem Fleisch. Als ausgesprochener Ichdichter, der niemals die Schöpfer und Geschöpf verbindende Nabelschnur durchschneiden kann, gibt er seinen Menschen Blut von seinem Blut zu trinken, damit sie redend werden und ihm ihre Geheimnisse verkünden. Hebbel kennt seine Gestalten bis in ihres Daseins letzte Falte; er kennt sie so genau wie sich selbst, und das will etwas sagen. Nicht im Ausschnitt des Dramas allein, in ihrer Totalität sieht er sie — auch hierin Ibsen verwandt." [3])

---

[1]) Vgl. W. XI, S. 9, Z. 8 ff. [2]) Vgl. Tgb. II, 3174. [3]) Vgl. Bornstein, loc. cit. S. 31.

Auch Ibsen konstruiert seine Gestalten aus sich selbst heraus; er lauscht sie nicht dem Leben ab wie Gerhart Hauptmann, unbeschadet der realistischen Darstellungsweise. „Mein Blick ist in mein Inneres gewandt: da habe ich meinen Kampfplatz, wo ich bald siege, bald Niederlagen erleide,“ [1]) schreibt Ibsen an Hedwig Stousland, und der Schriftstellerin Magdalene Thoresen bezeichnet er als die wesentlichste Aufgabe eines Dichters, sich „seine Eigenart zu wahren, sie von allem, was nicht zur Sache gehörig von außen eindringt, frei und rein zu halten und überdies für sich selbst das Erlebte zum Durchlebten zu unterscheiden; denn nur das letztere kann Gegenstand der Dichtung sein.“ Brand bezeichnet er ausdrücklich als solch ein durchlebtes Werk, und „was es zerstört oder aufgebaut haben mag, geht mich (i. e. Ibsen) absolut nichts an. Es ist zu einer Zeit entstanden als Resultat von etwas Durchlebtem — nicht Erlebtem. Es war mir eine Notwendigkeit, mich durch dichterische Formen von etwas zu befreien, womit ich in meinem Innern fertig war.“ Also hier wie dort Ichdichtung zum Zwecke der ausgesprochenen Selbstbefreiung. Soweit Ibsen in Betracht kommt, ist dies für die vorliegende Arbeit von besonderer Wichtigkeit, da sich die Beweisführung hauptsächlich auf seine Dramen stützen muß. Obschon die Briefe eine reiche Fundgrube abgeben, verschwinden sie doch fast vor der Masse des Materials, das uns für Hebbels Beurteilung in seinem Briefwechsel und in seinen Tagebüchern zur Verfügung steht.

Daß die Charaktere dann nicht immer gerade von überzeugender Lebenswahrheit sind, kann um so weniger befremden, da die Durchnittsmenschen weder für Ibsen noch für Hebbel existierten; vielleicht wären sie auch für diese Dichter weniger verständlich gewesen als die Anomalien. Denn beide waren

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 129, ibid. S. 141, 143 u. 200. Hedwig Stousland war Ibsens einzige Schwester, der er innerlich ziemlich nahe stand. Die Schriftstellerin Magdalene Thoresen, Stiefmutter von Susanna Daae, Ibsens Gattin.

einsame Menschen. Hebbel bekennt: „Ich habe oft ein Gefühl, als ständen wir Menschen (d. h. jeder einzelne) so unendlich einsam im All da, daß wir nicht einmal einer vom andern das geringste wüßten und daß all unsre Freundschaft und Liebe dem Aneinanderfliegen vom Wind zerstreuter Sandkörner gliche.“ [1]) Und Ibsen ist eigentlich erst er selbst, wenn er sich allein mit seinen Gedanken weiß. [2])

Viele von Ibsens Dramen enden mit dem oft gerügten Fragezeichen, während Hebbels Stücke eigentlich alle zu einem definitiven Abschluß kommen. Für den Aesthetiker ist dies letztere wohl eine unerläßliche Forderung, die der „wahrhaftige“ Dramatiker jedoch nicht immer erfüllen kann; am wenigsten, wenn er Ichdichter und ein Ringender ist. Weitbrecht führt aus: [3]) „Ein Schachspiel ist nicht zu Ende, ehe der König mat ist, dann aber ist's auch absolut erledigt mit allen seinen Konflikten und kehrt nie so wieder, außer in bloß mechanischer Nachahmung ... Und dasselbe gilt von höheren, rein ästhetischen Arten des Spieles, gilt vom höchsten Spiel, vom dramatischen. Ist es nicht einheitlich und endgültig in sich abgeschlossen, erledigt ohne weitere Fragen und Verstimmungen, so sind eben Fehler gemacht worden, vielleicht schon am Anfang des Spieles, in seiner ganzen Anlage und Führung — oder es ist kein Meister über dem Spiel gesessen, sondern ein wenn auch vielleicht virtuoser Pfuscher.“ Diesem harten Ausspruch braucht man nur eine diesbezügliche Ausführung Hebbels gegenüberzusetzen, um ihn zu entkräften. „Jedes wahre Kunstwerk ist unendlich und wirkt das Unendliche; es steht wie eine Tat als abgerissene Erscheinung, auf die ein doppeltes Licht fällt, zwischen zwei Unbegreiflichkeiten; man fragt, wie bei einer Tat, umsonst, was vorhergegangen sei und was folgen werde.“ [4]) Die Ausstellungen Weitbrechts an der Problemdramatik wegen Mangel an Allgemeingültigkeit und Bedeutung sind allerdings

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 484. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 108. [3]) Vgl. Weitbrecht, C., Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Aesthetik. Berlin 1900. [4]) Vgl. B. I, S. 152, auch Tgb. II, 2947.

begründet,[1]) doch war es nun einmal Hebbels Ueberzeugung, daß „das Problematische der Lebensodem der Poesie und ihre einzige Quelle sei; denn alles Abgemachte, Fertige, still in sich Ruhende sei für sie nicht vorhanden, sowenig, wie die Gesunden für den Arzt".[2]) Und Ibsen hat durch die Tat bewiesen, daß er hierin mit Hebbel übereinstimmt. Trotz aller Vereinsamung waren beide, Hebbel sowohl als Ibsen, „Dichter mit geistigen Augen für die Risse und Spalte des menschlichen Ich, wie ein leibliches Auge mit dem Vergrößerungsglas bewaffnet, das zum Beispiel in einem schönen Gesicht nur noch ein Stück durchlöcherte Haut erblickt",[3]) und deshalb wurden sie Problemdramatiker. Sie litten beide an der Todkrankheit unsers Zeitalters, der übergroßen Innerlichkeit, und waren darum besonders berufen, die Tragödie der Innerlichkeit zu schreiben. Trotz dem Realismus ihrer Darstellung waren beide keine Realisten oder gar Naturalisten im eigentlichen Sinne des Wortes. Ihr Realismus war ein psychologischer, und deshalb kommt auch Ibsen in seinen letzten Werken, die immer innerlicher werden, dem Naturalismus am nächsten. Wie es einst das Bestreben der Naturalisten war, die Wirklichkeit zur Darstellung zu bringen, wie sie unsern Sinnen erscheint, ohne jeden Versuch der Deutung von seiten des Dichters, so führen uns Ibsens letzte, sogenannte symbolische Dramen in vollkommen analoger Weise psychische Zustände vor, deren Sinn zu enträtseln der Dichter uns selbst überlassen hat. Das aber ist gerade das entscheidende Merkmal des Naturalisten.

Woerner findet: „Henrik Ibsen war der erste moderne Dramatiker, d. h. der erste Dramatiker, der eine psychologisch treue, nicht mit überkommener literarischer Schablone gefertigte Darstellung moderner Menschen versuchte".[4]) Das ist jedenfalls zuviel gesagt. Soweit die psychologische Treue in Betracht kommt, hat Kleist schon lange vorher dasselbe

---

[1]) Vgl. Weitbrecht, loc. cit. S. 136. [2]) Vgl. Tgb. II, 3003, Z. 19 ff. [3]) Vgl. Tgb. II, 3148. [4]) Vgl. Woerner, R., Henrik Ibsen, 1. Band, München 1900. S. 129.

geleistet, wenn er sich auch zu diesem Zwecke noch der alten Form bediente. Hebbel wagte in der Maria Magdalene wenigstens den Versuch, sich eine neue Form zu schaffen. „Das Ibsensche Drama, das die Bewunderung der letzten Jahrzehnte für sich in Anspruch nahm und einzig, neu und außerordentlich erschien, wurzelt tiefer, wurzelt ganz in der deutschen psychologischen Kunst". [1]) Deshalb hat es auch in Deutschland so großen Anklang und so zahlreiche Nachahmer gefunden, während es in Frankreich und England zum Beispiel wenig Einfluß auf die dichterische Produktion ausgeübt hat, obschon ihm Anerkennung gewiß nicht versagt blieb. Für die Deutschen war das Ibsensche Drama eben nicht neu, es nahm den Faden der Entwicklung da wieder auf, wo ihn Hebbel hatte fallen lassen. Es führt eine geradlinige Entwicklung von Kleist zu Ibsen, an der außer Hebbel auch Otto Ludwig und Grillparzer beteiligt sind. Doch eines hat Ibsen geschaffen: die Form, die sich am besten für diesen Zweck eignet; Hebbel hat in der Maria Magdalene mit nur teilweisem Erfolge um dieselbe gerungen; doch war er sich vollkommen klar darüber, worauf es ankam.

Die Schwierigkeiten des Dialoges waren die Hauptursache seines Mißerfolges: man kann nicht sagen, daß er erreicht hat, was er selbst im folgenden als das zu erstrebende Ziel bezeichnet hat. „Das Naive (Unbewußte) ist der Gegenstand aller Darstellung; es liegt aber nicht bloß in der Sache, sondern auch im Wort; manches Wort plaudert die verborgensten Geheimnisse der Seele aus". [2]) Doch gerade an diesem unbewußten Ausplaudern fehlt es seinen Gestalten. Sie kennen ihr Inneres viel zu gut, sprechen zuviel über sich selbst, machen förmliche Analysen ihrer geistigen Zustände, mit einem Worte, sie sind zu gute Psychologen; einige von ihnen sind sich auch ihrer Bestimmung im Dienste einer höheren Macht zu klar bewußt. Bei Ibsen hingegen ist in Anbetracht des Dialoges erreicht, was Hebbel angestrebt

---

[1]) Vgl. Friedmann, loc. cit. I, S. 253. [2]) Vgl. Tgb. I, 891.

hatte.[1]) Beide setzten sich in ihrem Schaffen das Ziel, zu zeigen, nicht wie ein Charakter ist, sondern wie er zu dem geworden, was er ist. Dies bedingte auch eine besondere Technik, da sich das Werden eines Charakters nicht von selbst in den Rahmen eines Dramas fügt. Zwar finden wir den analytischen Gang des Dramas schon bei den Alten, doch war er ziemlich außer Gebrauch geraten, obschon hin und wieder angewandt, wo der Stoff es erforderte, wie z. B. in Schillers Maria Stuart. Der erste unter den neueren Dichtern, der diesen Stil wieder konsequent zur Anwendung brachte, war Friedrich Hebbel in Maria Magdalene und in Julia.[2]) Ibsen hat in seinen sogenannten Gesellschaftsdramen den analytischen Gang zur Regel erhoben. Da ihm darum zu tun war, einen möglichst naturwahren Eindruck hervorzubringen, ergab sich die Einheit des Ortes und der Zeit von selbst. Die stereotype Einführung eines Fremden oder Heimkehrenden, welche eine zwanglose Entwicklung der Vorgeschichte ermöglicht, ist Ibsens Erfindung.

Bei Hebbel war es besonders der psychologische Spürsinn und der Anteil, den er an der Gegenwart nahm, was ihn auf die Probleme des modernen Lebens hinwies. Auch Ibsen hat immer eine starke Vorliebe für psychologische Sezierarbeit bekundet, und wenn auch seine Beziehungen zu, und sein Interesse an dem wirklichen Leben ziemlich abstrakter Natur waren, so wurde ihm doch sein ethischer Eifer eine mächtige Triebfeder, sich mit den Schäden der modernen Gesellschaft zu befassen. So ist denn auch beiden der Vorwurf gemacht worden, daß sie an dem Wühlen im Kranken, Häßlichen, Ekelhaften ein Vergnügen fänden. Im Vorwort

---

[1]) Avonianus — Dramatische Handwerkslehre. Berlin 1895, S. 89 — lobt an Ibsen „die musterhafte Behandlung der Sprache. Die Schärfe seiner Dialektik, das Ausprägen jeder Wendung des Dialoges, das stete Ringen nach bedeutsamer Knappheit verraten den echten Künstler“. Dieses anerkennende Urteil ist um so bedeutsamer, da Avonianus mit seinem Tadel fast noch freigebiger ist als mit seinem Lobe.

[2]) Vgl. hierüber R. M. Werner in W. II, S. XVI.

zu Maria Magdalene führt Hebbel folgende geharnischte Replik gegen diese Anschuldigung ins Feld. „Ich sage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andre, es gilt gleich, in Szene zu setzen, oder, wenn es hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinander zu legen, so steht Ihr, Ihr mögt nun die Tränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie Ihr wollt, um nichts höher, als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunst etwas zu schaffen, wo Euch aber ein solches aufgeht, wo Euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in Eurem Geist, denn beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet, da ergreift es, und kümmert Euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den Uebergang zur Gesundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne Euch mit dem Fieber einzulassen etc.“ [1]) Gegenwärtig gibt man zwar ziemlich allgemein den durchaus sittlichen Kern der Werke Hebbels und Ibsens zu, ohne jedoch den Vorwurf der Vorliebe für das Psychopathologische zurückzunehmen; da man gemeinhin nicht einsieht, daß es vom Standpunkte der beiden Dichter nicht zu umgehen war. Auf den Entrüstungssturm, den Ibsens Drama Gespenster bei seinem Erscheinen hervorrief, antwortete der Dichter mit dem Volksfeind. Trotz des heiligen und gerechten Zornes, der aus jeder Zeile dieses Stückes atmet, ist es durchaus keine solche geschickte Verteidigung und Widerlegung der gemachten Angriffe, wie Hebbels Vorrede zu seinem bürgerlichen Trauerspiel. In einem Briefe an Sophus Schandorph läßt sich Ibsen auf eine ruhigere und logischere Entgegnung ein, die wir hier anführen wollen. „Dann hat man gesagt, das Buch verkünde

---

1) W. XI, S. 45, Z. 25 ff.

den Nihilismus. Keineswegs. Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden. Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts. Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer eine Frau Alving zum Kampfe herausfordern. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen". [1])

Es ist schon vielfach darauf hingewiesen worden, daß Hebbel das Problem der Gespenster in seiner Julia, besonders in der Vorrede, bereits vorweggenommen, daß Ibsens Nora eine Mariamne in modernem Gewande ist, daß Rhodope in ihrer Denkweise den Ibsenschen Frauen nahesteht u. s. w. Wenn man die verschiedenen Eintragungen in Hebbels Tagebüchern, die mit Problemen zu tun haben, hier heranziehen wollte, so dürften sich leicht noch andre Fäden nachweisen lassen, die in diesem Sinne von Hebbel zu Ibsen hinüberleiten; zum Beispiel das Folgende kommt der Verwicklung in Rosmersholm ziemlich nahe, nur ist es äußerlicher, gröber. „Einer verführt ein Mädchen. Er kann sie nicht heiraten, denn er hat eine Frau. Sie vergiftet die Frau und gesteht es ihm. Situation!" [2]) Hebbel würde auch hier „die schreckliche Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit" zur Grundlage des tragischen Konfliktes gemacht haben. Obschon er die Schäden am Gesellschaftskörper sehr wohl erkannte, machte er doch die Gesellschaft nicht eigentlich für dieselben verantwortlich, noch griff er die bestehende Ordnung an; er wollte nicht „neue und unerhörte Institutionen", sondern „nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen", „daß sie sich auf nichts, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die eigentlich identisch sind", [3]) begründen sollen. Für ihn ergab sich dort, „wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 309. [2]) Vgl. Tgb. II, 3187. [3]) Vgl. W. XI, S. 43, Z. 15ff.

der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen",[1]) immer nur ein Stoff für die Tragikomödie. Das tragische Geschick entstand für ihn durch die Vermessenheit des Individuums, das sich gegen die „Idee", d. h. gegen die Gesamtheit auflehnt; doch besteht darin ein gewisser Widerspruch in seinen Anschauungen, daß er soziale Zustände nicht als berechtigte Gegenmacht ansieht, während er andererseits Sittlichkeit und Notwendigkeit identifiziert. Alles Geschehen ist aber nach seiner eigenen Aussage zweckmäßig, also doch auch wohl notwendig. Zwar fällt es ihm schwer, „in den Schwächen und Gebrechen der Menschheit, wie in anderen Dingen Notwendigkeit zu sehen und sie als solche gelten zu lassen".[2]) Doch ist für ihn andererseits auch die triviale Naivität, die im vollkommensten Erkenntnismangel wurzelt, in ihrer unerschütterlichen Selbstgefälligkeit und unerschöpflichen Produktivität, notwendig, weil möglich, und die Natur erlaubt sich nicht etwa bloß einen neckischen Scherz mit ihr, sondern erfüllt eine mütterliche Pflicht, wenn sie das Licht von ihr abhält.[3]) Danach ist alles, was möglich ist, auch notwendig: es gibt also überhaupt nichts, was nicht notwendig wäre. Das hindert Hebbel allerdings nicht, zwischen Notwendigkeit und Zufall, zwischen berechtigten und unberechtigten Gegenmächten zu unterscheiden. Daß er sich dabei eines willkürlichen Maßstabes bedient, ist selbstverständlich.

Ibsen hat sich eigentlich nur einmal, und zwar in Kaiser und Galiläer, in die Region des Metaphysischen verstiegen, und dort entwickelt er eine ganz ähnliche Idee von der Notwendigkeit alles Geschehens. Aber diese wurde für ihn nicht, wie es bei Hebbel der Fall war, zu einer Norm, zu

---

[1]) Vgl. W. II, S. 379. [2]) Vgl. Tgb. I, 708. [3]) Vgl. W. XI, S. 79, Z. 24 ff.

einem Prinzip, das sein dramatisches Schaffen gänzlich beherrscht oder aus dem er die Tragik der gesamten Menschheit abgeleitet hätte. Für ihn ist die menschliche Gesellschaft in ihrer Verderbtheit die Hauptursache aller Konflikte, gleichsam die tragische Schuld der Menschheit.[1]) Doch bei Hebbel sowohl als bei Ibsen gehen die Menschen im Kampfe mit dem Bestehenden zugrunde, ob dieses Bestehende nun ein Berechtigtes sei oder nicht. Beide Dichter ringen um neue Werte, trotz der gegenteiligen Versicherung Hebbels. Es ist die Würde des Individuums, diese vom neunzehnten Jahrhundert gezeitigte Idee von dem Werte und der Unveräußerlichkeit der Individualität eines jeden Menschen, wie bescheiden er auch sei. Es waren eigentlich die Stürmer und Dränger, die diese Frage nach dem Werte des Individuums zuerst anregten und die bestehende Moral angriffen. Die Romantiker führten dann diesen Kampf weiter. In beiden Fällen handelte es sich um eine Reaktion des Gefühls gegen den Verstand; in der Moderne ist es jedoch mehr eine Reaktion des Verstandes gegen das Gefühl. Hebbel neigt sich noch stark auf die Seite der Romantik;[2]) Ibsen jedoch ist der Moderne zuzuzählen, wenn er auch der Romantik als ein Suchender nach einer neuen Sittlichkeit und als Verfechter der persönlichen Freiheit ziemlich nahe steht. Eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen der letzten Jahre ist die Neoromantik, d. h. ein neuer Rückschlag ist eingetreten. Hebbels Ausspruch über die romantische Tendenz seiner Zeit, die er klar erkannte, ist eine zutreffende Schilderung dieses Dämmerungszustandes, in dem breite Schichten einen Ersatz für die Leere und Gemütslosigkeit des Alltags suchen und finden. „Die Alten kannten nur Tag und Nacht: wir kennen nur Dämmerung. Die romantische Liebe zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die zur Verkörperung

---

[1]) Vgl. Holm, E., Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. Wien und Leipzig 1906. S. 13. [2]) Vgl. Collin, J., Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel. Grenzboten 1894, S. 141 ff. u. 244 ff.

des Ideals, aber nie zur Erzeugung eines Kindes führt, spukt in allen unseren Verhältnissen. Der Schattenriß gilt uns mehr als die Sache, und wenn wir nur ahnen, so kümmern wir uns wenig um das Wissen." [1])

Wer dieses Dämmerungszustandes zu seinem Wohlsein bedarf, wird — die letzten Dramen Ibsens ausgenommen — weder bei Hebbel noch bei Ibsen Befriedigung finden. Sie betrachten die Welt mit durchdringenden Augen, zergliedern alle möglichen Zustände mit logischer Schärfe, spüren den Motiven des menschlichen Handelns bis in die geheimsten Falten des Herzens nach und zeigen uns die Welt wie sie ist, d. h. wie sie ihnen zu sein scheint. Dank erwarten sie nicht, denn „der Dichter, der den Weltzustand, wie er ist, aufdeckt, muß nicht Liebe von seinen Zeitgenossen fordern. Wann hätten die Leute denn ihren Henker geküßt?" [2]) Diese Wahrhaftigkeit ist ihnen beiden eine heilige Pflicht, der sie sich nicht entziehen können noch wollen. Ibsen hat sich zwar nicht als Gewissen der Welt betrachtet wie Hebbel, doch war er von der Wichtigkeit und ethischen Bedeutung seines Berufes fest überzeugt.

Es kann nicht wundernehmen, daß bei einer solchen Anschauungsweise beide in den Ruf des Pessimismus gekommen sind, auch entbehrt dieser Ruf nicht der Begründung. Doch ihr Pessimismus war nicht der des Durchschnittsmenschen, der sich vergrämt und kopfhängerisch durchs Leben schleicht oder sich verbittert von der Welt abschließt. Der Pessimismus Hebbels und Ibsens entsprang dem glühenden Verlangen nach besseren Zuständen. Hebbel hatte einen starken Rückhalt an seiner „Idee" und nahm deshalb dem Bestehenden gegenüber eine ziemlich konservative Stellung ein, die sich im Verlaufe seiner Entwicklung fortwährend verstärkte; Ibsen, dem ein solcher Trost mangelte, führte schonungslos den Kampf gegen das Bestehende, gegen das Veraltete. Er war entschiedener Pessimist auf dem Gebiete der Erkenntnis, aber

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1164. [2]) Vgl. Tgb. III, 3777.

Optimist in seinem Vertrauen auf die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit. Er war sich dessen auch selbst bewußt, wie aus folgender Aeußerung hervorgeht: „Man hat bei verschiedenen Anlässen von mir gesagt, daß ich Pessimist sei. Und das bin ich auch, insofern ich nicht an den ewigen Bestand der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist, insofern ich fest und sicher an die Fortpflanzungs- und Entwicklungsfähigkeit der Ideale glaube. Namentlich und mit größter Bestimmtheit glaube ich, daß die Ideale unserer Zeit, indem sie zugrunde gehen, auf das hinarbeiten, was ich in meinem Drama ‚Kaiser und Galiläer' unter der Bezeichnung ‚Das dritte Reich' angedeutet habe." Dieses „dritte Reich" wird nach Ibsens Dafürhalten die geläuterte Geistigkeit des Christentums mit der naiven Sinnenfreude des griechischen Altertums verbinden; und er ist keineswegs der einzige, dem dieses Ideal vorschwebt, noch hat er es als erster aufgestellt; auch hierin ist ihm Hebbel unzweifelhaft zuvorgekommen, denn er sagt: „Wann wird der geistige Mensch sich ganz in Christus hineinleben? Wenn der leibliche in den Apoll von Belvedere hineinwächst." [1]) Denn wenn auch hier in erster Linie Hebbel ein Ideal physischer Entwicklung vorschwebt, so ist doch die reine Sinnenfreude — denn gerade auf dieser beruht das betreffende Ideal — eo ipso mit einbegriffen. Ibsen ist oft als Skeptiker unter Hebbel gestellt worden; doch seinen Optimismus in bezug auf die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit hat er genugsam durch seine Werke bewiesen, und was die Erkenntnis anbelangt, so hat Hebbel gar nicht soviel vor ihm voraus. Eigentlich nur seine „Idee" und den durchaus nicht etwa felsenfesten Glauben, daß alles den Zwecken dieser Idee dient. In bezug auf die positive Erkenntnis stimmt er mit Ibsen überein. Lassen wir ihn für sich selbst sprechen. „Die einzige Wahrheit, die das Leben mich gelehrt hat, ist die, daß der Mensch über Nichts zu einer unveränderlichen Ueber-

---

1) Vgl. Tgb. III, 3686.

zeugung kommt und daß alle seine Urteile nichts als Entschlüsse sind, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen." [1]) Dabei bleibt unbestritten, daß er sich in seiner „Idee" ein Etwas aufgerichtet hatte, das seine Anschauung beherrschte. Eine positive Weltanschauung hat zwar immer einen großen Wert, doch dürfte es manchen geben, der lieber mit Ibsen sucht, als sich mit Hebbels Anschauung begnügt. Es wird später nötig werden, auf diesen Punkt in anderweitiger Verbindung zurückzukommen.

Nach Goethe und Schiller nimmt Hebbel wohl unter den deutschen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts die erste Stelle ein, und doch überwiegt in seiner Gesamtpersönlichkeit der Denker. Er hat nie ein eigentliches System entwickelt, und in der Darstellung seines Gedankenganges fehlen oft die Mittelglieder, die dazu dienen würden, den Zusammenhang klar zu machen: doch das System läßt sich aufbauen, die Zusammenhänge lassen sich nachweisen; ja Scheunert hat diese Aufgabe, wenn auch nicht bereits gelöst, so doch einen großen Schritt gefördert. Auch Ibsen wird von vielen als Denker dem Dichter nachgestellt; Reich, dieser gründliche Kenner Ibsens, bezeichnet ihn „als einen irrtümlich als Poet aufgefaßten Philosophen". [2]) Dies scheint mir eine höchst gewagte Hypothese. Ibsen als Philosoph! Und zu welchen Resultaten ist er gelangt? Es dürfte kaum einen Philosophen geben, der diesen Namen überhaupt verdient und der uns so sehr im Argen und Ungewissen läßt als Ibsen, der Dichter. Er hat nicht einmal die Möglichkeit der Erkenntnis, den Wert des menschlichen Strebens positiv verneint; den letzteren hat er indirekt bejaht, doch nicht ohne Perioden des Zweifels und der Verzweiflung. Der Epilog hat sogar diese ganze Bejahung wieder in Frage gezogen. Man würde Ibsen unrecht tun, wenn man ihn vorwiegend als Denker bewerten wollte. Ihm ist zwar eine scharfe, zersetzende Logik zu eigen, er sieht bis auf den Grund der Dinge und Verhältnisse, er erkennt die Trug-

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 3713. [2]) Vgl. op. cit. Fünfte Auflage. S. 515.

schlüsse und legt die verborgenen Fäden bloß, die Beweggrund und Handlung miteinander verknüpfen. „Dennoch darf man in Ibsen keinen Denker, auch keinen politischen, sehen. Taine war ein Denker, Ibsen ein Visionär und Kämpfer.“ [1]) Das soll nun keineswegs besagen, daß das Verstandeselement etwa nur schwach bei ihm vertreten sei; im Gegenteil: es ist sehr stark vertreten, hält aber doch der visionären Intuition nicht die Wage. Sonst wäre er wohl zu anderen Resultaten gelangt. Die Rückwirkung seiner Dramen auf den Leser oder Zuschauer ist aber schon darum in den meisten Fällen eine verstandesmäßige, da nur wenige Menschen selbst visionäre Kräfte besitzen. Obschon zum Mit- und Nachempfinden ein geringer Grad genügt, so ist doch auch dieser in der gegenwärtigen Zeit bei vielen nicht vorhanden. Wir wollen alles mit der Vernunft bewältigen, vor allen Dingen rationell sein; jetzt freilich hört man die Signale zum Rückzug schon an allen Ecken und Enden. Doch wir haben denselben kaum erst angetreten, und so wirkt Ibsen auf uns vorwiegend als Denker. Wir wollen denn nun auch von diesem Standpunkte aus untersuchen, zu welchen Resultaten Ibsen in bezug auf die großen und brennenden Fragen der Gegenwart, die eigentlich schon die Probleme des ganzen vergangenen Jahrhunderts waren, gelangt ist, und seine Stellung mit der Hebbels vergleichen.

Weltanschauung.

Hebbel holt weit aus, der Ursprung und das Ende aller Dinge hat ihn sein Leben lang beschäftigt: Ibsen hingegen hat, wie schon erwähnt, nur einmal, in Kaiser und Galiläer, ernsthaft versucht, sich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen. Hebbel ist Pantheist wie Goethe, doch darin von ihm verschieden, daß er den Schwerpunkt nicht auf das

---

[1]) Vgl. Brandes, G., Henrik Ibsen (Die Literatur, 32. u. 33. Band). Berlin 1906. S. 63.

Ich, sondern auf die Gottheit, d. h. das All, verlegt; auch hierin und in dem Grauen vor dem eigenen Ich ist er der Romantik verwandt.[1] Die Welt verdankt ihren Ursprung einem Dualismus, der von vornherein in der Gottheit vorhanden war und ohne den die Welt nicht fortbestehen könnte. „Gott war sich vor der Schöpfung selbst ein Geheimnis, er mußte schaffen, um sich selbst kennen zu lernen." „Der Mensch ist das Prokrustesbett der Gottheit."[2] „Wenn in uns das Einzelgefühl des Teils das Gemeingefühl des Organismus überragt, entsteht Schmerz." „Könnten wir nicht in diesem Sinne Schmerzen Gottes sein?"[3] Denselben Gedanken finden wir in dem Gedichte Urgeheimnis in poetischer Form ausgedrückt.

„Was ist die Welt? Der Schößling böser Säfte,
Die aus sich selbst die Gottheit einst ergoß,
Als sie, ausscheidend alle dunkeln Kräfte,
In sich selbstsüchtig sich zusammenschloß."[4]

Der Mensch ist das Bindeglied zwischen der Natur und Gott; die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott ist jedoch nur auf Kosten der individuellen Existenz zu erkaufen. „In allem Denken sucht Gott sich selbst, und er würde sich schneller wiederfinden, wenn er nicht auch darüber mitdächte, wie er sich verlieren konnte."[5] „Dem All scheint nur ein einziger Prozeß zugrunde zu liegen: der einer völligen Entfremdung bis zum Haß und das Zurückkehren zu sich selbst durch die Liebe, denn das ist der einzige Weg zum Selbstgenuß."[6] „Was wir Leben nennen, das ist die Vermessenheit eines Teils dem Ganzen gegenüber. Wie stellen sich die allgemeinen Kräfte dem Besonderen in den Weg und suchen es noch vor der Entwicklung, im Werden selbst, zu zerstören! Wie stürzen sie über das Gewordene her!"[7] „Das Leben ist vielleicht auch nur ein höchster Begriff wie

---

[1] Vgl. Collin, loc. cit. S. 148f. [2] Vgl. Tgb. I, 1674 u. 1687. [3] Vgl. Tgb. III, 3457. [4] Vgl. W. VI, S. 376. Auch ibid. S. 142 (Lebensmomente). [5] Vgl. Tgb. II, 3028. [6] Vgl. Tgb. III, 3466. [7] Vgl. Tgb. II, 2440.

Raum und Zeit; es ist die Kategorie der Möglichkeiten." [1]) Doch, was das Leben nun auch immer sei, für das Individuum kommen nur Dulden, Entsagen und Leiden dabei heraus. Obschon „das höchste Lebensgesetz für Staaten und Individuen das Gesetz ist, sich zu behaupten", [2]) so „kann der einzelne sich doch der Welt gar nicht gegenüberstellen, ohne sein kleines Recht in ein großes Unrecht zu verwandeln". [3]) Jeder Mensch hat den göttlichen Funken in sich, doch „wir halten aus bescheidenem Irrtum den inneren Zentralpunkt der uns angeborenen Göttlichkeit für den bloßen Widerstrahl einer himmlischen Sonne". [4]) Aber eben dieses Göttliche in uns wird in seiner Erdgebundenheit die Quelle endlosen Leidens, nimmer rastender Qual, die nur mit der Vernichtung, d. h. dem Aufgeben der Sonderexistenz, ihren Abschluß finden. „Der Geist soll den Körper durch den Gedanken vernichten, der Mensch, der stirbt, durch den bloßen Gedanken zu sterben, hat seine Selbstbefreiung vollendet. Vielleicht gelingt diese Aufgabe in einem höheren Kreise." [5]) Auch hier berührt sich Hebbel mit der Romantik. Da nun aber Selbsterhaltung das höchste Lebensgesetz ist, so findet sich der Mensch einer ziemlich schwierigen Aufgabe gegenüber. Und sogar wenn es ihm gelingen sollte, dieselbe zu erfüllen, so würde er nur den indirekten Nutzen davon haben, daß er von einem unleidlichen Zustande befreit wäre, denn „die höchsten Wesen wissen nicht von sich, nur von Gott". [6]) Scheunert bemerkt sehr zutreffend: „Den Grundgedanken, auf dem Hebbels Aesthetik, Lebensphilosophie und Metaphysik sich erheben, könnte man bezeichnen als ein pantheistisch-symbolisierendes Weiterspinnen der Lehre von der Identität des Raumes und der Zeit in eine transzendente Ethik mit wenn auch lebensbejahender, so doch auf Entindividualisierung abzielender Tendenz." Er findet Hebbels Theorie „in jedem Falle frostig und gemüts-

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1759. [2]) Vgl. Tgb. II, 2335. [3]) Vgl. Tgb. III, 3851. [4]) Vgl. Tgb. I, 1739. [5]) Vgl. Tgb. I, 1858. [6]) Vgl. Tgb. II, 3086.

los".[1]) Man kann sich in der Tat dieses Eindrucks kaum erwehren, wenn man den folgenden Ausspruch liest: „Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es dem Individuum in der Welt geht, ist gleichgültig. Das Böse, das sie verüben, muß, indem es die Existenz der Welt gefährdet, bestraft werden; aber zu ihrer Entschädigung für das Unglück, das sie darin erleiden, ist kein Grund vorhanden." [2])

Hebbel selbst war sich dessen nur zu wohl bewußt, und eben „das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen, das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust, die Empfindung, daß die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig vom Schmerz wissen, der Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende", bezeichnet er als die Ursache seiner „Todeskrankheit", die zu heilen man zuvor die ganze Welt kurieren müßte.[3]) Der Umstand, „daß die Natur ruhig und gleichgültig das Schönste, was sie hervorgebracht hat, zerstört, erregt die Empfindung ihres unermeßlichen Reichtums, ihrer unerschütterlichen Sicherheit, ihres unverrückbaren Zieles".[4])

---

[1]) Vgl. Scheunert, A., Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Aesthetik Friedrich Hebbels. Hamburg und Leipzig 1903. S. 10 u. 63. Münz, B., Friedrich Hebbel als Denker. Wien und Leipzig 1906. S. 13ff. findet, daß Hebbel trotz seines Pantheismus ein Anhänger der persönlichen Unsterblichkeit sei, weist aber selbst auf den Widerspruch in den diesbezüglichen Aeußerungen Hebbels hin. Ich bin nun der Meinung, daß Hebbel an die persönliche Unsterblichkeit nicht glaubte. Die von Münz angeführten Belege, mit Ausnahme der Stelle aus den Tagebüchern, besitzen wenig Beweiskraft. Wenn wir oder unsere Freunde von einem derartigen Verluste betroffen werden, so klammern wir uns wohl momentan an die entfernteste Möglichkeit, da es unserem Gefühle widerstrebt zu glauben, daß wir nie wieder mit dem uns lieben Verschiedenen zusammen sein sollen. In einem Trostbriefe an Hinterbliebene geht man schließlich noch ein bißchen über die eigene Ueberzeugung hinaus.

[2]) Vgl. Tgb. II, 2828 (auch 2881, wo die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Individuums noch schärfer betont ist). [3]) Vgl. B. I, S. 191, Z. 1ff. [4]) Vgl. Tgb. I, 1184.

Doch dieses Gefühl hält nur stand, solange Hebbel die Augen starr auf das Ganze gerichtet hält, solange er gänzlich in dem Glauben an die „Idee" aufgeht; sobald ihm dies nicht gelingt, wird er von Zweifeln geplagt.

„Wenn ich die Welt im ganzen und großen betrachte, so glaub' ich's,
Daß sie von Ewigkeit ist, ja und allein durch sich selbst;
Wenn ich mir aber sodann das einzelne näher beschaue,
Kommt sie mir vor wie der Witz eines gewaltigen Ichs." [1])

So ist schließlich doch das Leben nichts als „eine furchtbare Notwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß, die aber keiner begreift". Für den Dichter zwar, besonders wenn er wie Hebbel Pantragiker ist, gibt es doch eine Erklärung durch „die tragische Kunst, die, indem sie das individuelle Leben der Idee gegenüber vernichtet, sich zugleich darüber erhebt"; sie „ist der leuchtende Blitz des menschlichen Bewußtseins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrte".[2]) Für das Individuum als solches ist nichts zu erhoffen, denn „wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich schon aufgehört, Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten, und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem es diesen im wesentlichen antizipiert".[3]) Für Hebbels Menschen gibt es keine Erlösung als den Tod, das Aufgeben der individuellen Existenz, die Loslösung vom Leben.

„Ich stecke tief in der Arbeit an ‚Kaiser und Galiläer'," schrieb Ibsen im Juli 1871 an seinen Verleger. „Dies Buch wird mein Hauptwerk werden, und es nimmt alle meine Gedanken und alle meine Zeit in Anspruch. Die positive Weltanschauung, welche die Kritiker solange bei mir vermißt haben, hier wird man sie erhalten." Fast zwei Jahre später,

---

[1]) Vgl. W. VI, S. 343 (Die Welt). [2]) Vgl. B. II, S. 272, Z. 22 ff.
[3]) Vgl. B. IV, S. 192 f.

kurz nach der Vollendung des Werkes, bezeichnete er es wiederum als sein „Hauptwerk", als „Weltdrama" u. s. w. „Das Stück behandelt einen Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Mächten des Weltlebens, der sich zu allen Zeiten wiederholen wird, und auf Grund dieser Universalität nenne ich das Buch ein ‚welthistorisches Schauspiel'." [1]) Wie aus allen diesen Aeußerungen ersichtlich ist, verwandte der Dichter außerordentliche Mühe auf dieses Werk und bewertete es sehr hoch. Jedenfalls ist es der ernstlichste Versuch Ibsens auf dem Gebiete der metaphysischen Spekulation. Das Resultat ist „Dualismus", und zwar ein Dualismus, der dem Hebbels so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen.

Obgleich der Dichter mit keinem der Charaktere in diesem Drama unbedingt identifiziert werden darf, so ist es doch vor allem der Mystiker Maximos, den er als Sprachrohr benutzt. Aber auch hinter manchen Aeußerungen anderer Charaktere steht Ibsen selbst. Ueber den Ursprung des Dualismus, der das Universum beherrscht, bemerkt Maximos: „Sieh, Julian, — da das Chaos sich noch in seiner leeren fürchterlichen Oede dahinwälzte, und Jehova allein war — an dem Tage, da er, wie die alten jüdischen Schriften erzählen, die Hand ausstreckte und das Licht von der Finsternis schied, das Land vom Meere — an dem Tage stand der große schaffende Gott auf der Höhe seiner Macht."

„Aber mit den Menschen entstand der Wille auf Erden, und Menschen und Tiere, Bäume und Kräuter schufen ihresgleichen nach ewigen Gesetzen; und nach ewigen Gesetzen bewegen sich all die Sterne im Himmelsraume.

„Hat Jehova bereut? Die alten Sagen aller Völker wissen von einem bereuenden Schöpfer zu erzählen.

„Das Gesetz der Selbsterhaltung hat er in die Schöpfung gelegt. Zu spät zum Bereuen! Das Geschaffene will sich selbst erhalten, und so erhält es sich.

„Aber die beiden Reiche der Einseitigkeit führen Krieg

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 166, auch S. 202, 203, 208 und öfter.

miteinander. Wo ist er, wo ist der Friedensfürst, der Doppelseitige, der sie miteinander ausgleichen soll?" [1])

Das paßt Wort für Wort auf Hebbel, nur den endlichen Ausgleich stellte sich letzterer etwas anders vor. — Der Wille der Welt, das heißt der Wille der Gesamtheit, ist auch nach Ibsen dem Einzelwillen feindlich gesinnt, belauert ihn, liegt im Hinterhalte. Es hat hier den Anschein, als ob Ibsen an dem Glauben an einen persönlichen Gott festhalte, doch das ist keineswegs der Fall. In allen derartigen Aeußerungen gebraucht der Dichter das Wort „Gott" oder auch „Jehova" nur als eine bequeme, leicht verständliche und auch genügend dehnbare Bezeichnung für den Urquell alles Seins, für die Leben spendende und erhaltende Kraft. Hebbel bediente sich, und zwar mit vollem Bewußtsein des Widerspruchs und der Ungenauigkeit, einer ganz ähnlichen Terminologie. Wie es für letzteren kein bewußtes, individuelles Weiterleben nach dem Tode gab, so kennt auch Ibsen nur eine unpersönliche Existenz jenseits des Grabes. Eine „Wiedervereinigung mit dem Ursprung, wie die des Tropfens mit dem Meere, wie die des welken Laubes mit der Erde, die es erzeugte".[2]) Doch während Hebbel bis an sein Lebensende an diesem Faden weitergesponnen hat, während die gewonnenen Anschauungen sein dichterisches Schaffen gänzlich beherrschen und ihm zur Erklärung der Welt und des Lebens dienen, hat es Ibsen bei dem einen Versuche bewenden lassen und hat auch nie ernstlich unternommen, die Wirklichkeit, das ihn umflutende Leben, von diesem Standpunkt aus aufzufassen und zu beurteilen oder gar zu erklären.

Auch der Gott Brands erscheint auf den ersten Blick vielleicht als ein persönlicher Gott; aber schon die vielen Bezeichnungen gewaltiger Naturkräfte und Erscheinungen, die Brand anwendet, um seinen Gott zu beschreiben, machen uns stutzig. Doch ob Ibsen dabei an ein persönliches

---

[1]) Vgl. V. IV, S. 381 f. (Kaiser und Galiläer, 2. Teil, Akt IV). [2]) Vgl. V. IV, S. 41 (Kaiser und Galiläer, 1. Teil, Akt I).

höchstes Wesen oder nur an das unerbittliche und starre Walten der Naturkräfte dachte, jedenfalls hat er uns ein großartiges und eindrucksvolles, freilich auch ziemlich unbestimmtes Bild von seinem Gott entworfen. Er scheint in der Tat der starke, eifrige Gott des alten Bundes, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, und er hat sich dem Gedächtnis der Leser fast zu tief eingeprägt. Auf dieses Drama ist die Ansicht ganz besonders zurückzuführen, daß Ibsen ein strenger und unerbittlicher Richter sei, der, den Regungen der Milde und des Erbarmens mit der Schwäche und Unvollkommenheit der Menschen unzugänglich, das Verdammungsurteil ausspricht. Ibsen ist nie so tief in die menschliche Natur eingedrungen wie Hebbel, der sich anheischig machte, alle seine Mitmenschen zu verstehen, wenn es auch wie manche andere christliche Forderung über seine Kräfte gehe, sie alle zu lieben.[1] Aber ein starrer Richter ist Ibsen darum noch nicht, sondern ein glühender Eiferer, der allen seinen Mitmenschen sein verzehrendes Verlangen nach Wahrheit, Einheit des Strebens, persönlicher Freiheit und Edelsinn einflößen möchte. Als er die Hoffnungslosigkeit seines Strebens einsah, überfiel ihn die Verzweiflung, aus der er sich in das Reich der Mystik und Symbolik hinüberrettete. Er hat es nie verstanden, sich, wie Hebbel, mit der Gattung auszusöhnen und dabei den einzelnen doch zu bekämpfen;[2] denn ihm schien, daß dieser „einzelnen" viel zu viele seien. Doch legte er diesen einzelnen ihre Schwächen und Fehler nicht einmal zur Last, er machte die Gesamtheit für dieselben verantwortlich und griff folglich die bestehenden Institutionen voll grimmigen Hasses an. Eine Reformation der alten Einrichtungen hielt er für unmöglich; also mußte das Alte fort, damit ein Neues an seine Stelle trete. Wie radikal seine Anschauungen in dieser Beziehung waren, mag folgende Briefstelle beweisen: „Das alte illusorische Frankreich ist zertrümmert, wenn erst auch

---

[1]) Vgl. B. V, S. 2, Z. 27 ff. [2]) Vgl. Tgb. III, 4298.

das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satze mitten in einem werdenden Zeitalter! Hei! wie da die Ideen rings um uns her krachen werden! Und es wird wahrhaftig auch Zeit sein! Wovon wir bis heute leben, das sind ja doch nur die Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch jetzt lange genug gekaut und wiedergekäut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Aeußeren, im Politischen u. s. w. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revolution des Menschengeistes." [1]) Eine derartige Revolution kann aber nach Ibsen nicht stattfinden, solange die alten staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen nicht aus dem Wege geräumt sind.

Daß Hebbel in seinem Glauben an die „Idee" sich mit ziemlich starken Dingen auszusöhnen wußte, geht am besten daraus hervor, daß er sich allen Ernstes einen künftigen Zustand dachte, in dem „eine Bartholomäusnacht, aber in anderem Sinn als die erste, um die Bevölkerung der Erde auf das ihrer Produktionskraft entsprechende Maß zu reduzieren, infolge allgemeinen Volksbeschlusses" stattfinden dürfte; in dem, „so wie jetzt die Kindesmörderinnen bestraft werden, sie dann eine Belohnung erhalten, und daß Staatsanstalten existieren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getötet würden". [2]) Noch trostloser ist das Folgende: „Die Kannibalen haben am besten das letzte Ziel der Geschichte begriffen. Sie tun schon jetzt, was dann geschehen wird: sie fressen sich untereinander." [3]) Wenn man die Zukunft in diesem Lichte sieht, so gehört schon ein unerschütterlicher

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 156. [2]) Vgl. B. III, S. 73, Z. 2ff. [3]) Vgl. Tgb. III, 4047, auch W. V, S. 123, Z. 26ff.

Glaube an die „Idee" dazu, die Welt und das Leben noch zweckmäßig zu finden. Es ist nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, hier auch einen gegenteiligen Ausspruch Hebbels anzuführen. „Ich bin fest überzeugt, daß die Welt einmal eine Form erlangen wird, die dem entspricht, was die Edelsten des Geschlechtes denken und fühlen. Aber auch dann werden Bestien und Teufel nicht verschwinden, sie werden nur gebunden werden." [1])

Auch Ibsen zweifelte hin und wieder an der Möglichkeit der Vollendung. So schrieb er am 4. April 1872 an Georg Brandes: „Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiß ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend. Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den anderen. Aber der Kampf ist gut, frisch, gesund." [2])

Stellung zur Religion.

Es ist schon mehr als ein Versuch gemacht worden, Hebbel für die christliche Religion zu retten. Wenn man sich an Einzelheiten hält und nötigenfalls die Begleitumstände außer acht läßt, so gelingt die Rettung ganz nett; aber der ganze Mensch paßt ein für allemal nicht in den Rahmen. Aus dem Vorhergehenden ist zur Genüge ersichtlich, daß Hebbel an keinen persönlichen Gott glaubte, was es ihm von vornherein unmöglich macht, mit dem spezifisch dogmatischen Teile des Christentums, wie er mit wenigen Ausnahmen durch die Kirche repräsentiert wird, Fühlung zu gewinnen; doch auch mit dessen Ethik befindet er sich nicht im Einklang. In einem Briefe an Elise Lensing bezeichnet er Kraft als den Grundstein der Menschheit und fährt dann fort: „Das Christentum verrückt diesen Grundstein der Mensch-

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 3751. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 185.

heit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil in die Welt gebracht hat. Aber sie suchen den Grund meistenteils in der christlichen Kirche; ich suche ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volkes ziemlich unschädlich, denn es war ein rohes Heidentum." [1]) Diese Aeußerung stammt aus der Münchner Periode, wohl die schrecklichste und bitterste in Hebbels Leben. Doch auch noch sechs Jahre später lesen wir: „Du weißt, ich glaube nicht daran, daß ein guter Hausvater über den Sternen sitzt, der, zu ohnmächtig, seine lieben Kinder gegen Wunden zu schützen, doch für jede Wunde einen Balsam bereit hält." [2]) Man erkennt in diesem „guten Hausvater" ohne Mühe den Gott der Menge, wie Brand ihn beschreibt, nur aus einem leicht verschobenen Gesichtswinkel betrachtet. Dieses ist die Beschreibung, die Brand von ihm macht:

„Natürlich! Und das Haar?
Wohl grau und dünn nach Greisenart,
Wie Silber oder Eis der Bart,
Gutmütig zwar, doch streng genug,
Um Kinder in das Bett zu jagen.
Ob er auch noch Pantoffeln trug,
Das will ich weiter dich nicht fragen.
Doch sicher gut stünd's deinem Gotte,
Gäbst du ihm Brille und Kalotte." [3])

Hebbel würde dieses Bild gewiß als getroffen bezeichnen. Und dieser Gott flößte ihm auch fürderhin eine unwider-

---

[1]) Vgl. B. I, S. 163 f. [2]) Vgl. B. II, S. 339 f. [3]) Vgl. V. III, S. 23 f. (Brand, Akt I).

stehliche Abneigung ein. „. . . ., füge aber, ich bitte dich zum zweitenmal,“ so schreibt er an Elise, „keine Berufungen auf den lieben Gott und so weiter, von denen dein letzter Brief wieder wimmelt, hinzu. Der liebe Gott ist wie die Luft; wir leben und weben in ihr; aber wir können keine Würste und keinen Speck herausschneiden. Dir müßten meine Ideen endlich doch deutlich sein. Ich kann so etwas nicht ohne den peinlichsten Eindruck lesen.“ [1]) „Die Religion der meisten Leute ist nichts weiter als ein ‚Sich-schlafen-legen‘, und es ist wirklich zu fürchten, Gott möchte sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist gar keine Kunst, zu Bette zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen und die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten und den Menschengeist mit all seinen Rheinfällen und Gewittern im Schlaf — das heißt im Glauben — an sich vorüberziehen zu lassen. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der ‚wahre Christ‘ sich denkt, paßt so vortrefflich in die große, krause Maschine wie eine Welle in die Windmühle, aber eben, weil er so ganz erstaunlich gut paßt, möcht' ich einen solchen Gott bezweifeln.“ [2]) Es ist eben ein solches „Sich-schlafen-legen“, wozu der Hilfsprediger Rohrland (Stützen der Gesellschaft) rät: „Lieber Herr Konsul, Sie sind fast all zu gewissenhaft! Ich meine, wenn Sie Ihr Unternehmen der Vorsehung in die Hand legen, dann brauchen Sie sich keine Skrupel machen.“ Auch Brand erhebt die Anklagen, daß sich die Menschheit ihren Gott zurechtgelegt hat, wie er am besten in ihr buntes und krauses Getriebe paßt.

„Solch einen Gott
Ihr braucht für euren schlappen Wandel,
Der durch die Finger sieht den Handel;
Der, wie ihr selbst, wird alt und grau,
Trägt Glatze und Kalott' zur Schau.“ [3])

Manche von den Hebbelauslegern weisen allerdings dieses Beweismaterial, als einer Periode der Unreife, des Kampfes

---

[1]) Vgl. B. III, S. 213. [2]) Vgl. B. I, S. 191 f. [3]) Vgl. V. III, S. 24 (Brand, Akt I).

und des Zweifels angehörig, zurück, und führen die gereiften und geläuterten Anschauungen des Dichters ins Feld. Diese sollen besonders in den Nibelungen und in einem dieses Werk betreffenden Briefe Hebbels an Uechtritz enthalten sein. Die Ausleger der Nibelungen-Trilogie sind zumeist von dem ausgegangen, was der Dichter in diesem Werke zu erreichen beabsichtigte und erreicht zu haben glaubte. Doch hier gilt es, unbedingt Absicht und Ausführung zu trennen und sich durchaus nur an das zu halten, was wirklich vorhanden ist. Dann ist aber wohl in der Beurteilung Hebbels folgender Ausspruch Volkelts auch auf die Nibelungen anwendbar. Obschon Hebbel sein Verdienst um dieses Stück sehr gering einschätzt, so ist es doch von seinen Auslegern vielfach überschätzt worden. „Läßt man sich zum Beispiel von Hebbel sagen, welchen grübelnden Tiefsinn er in seinen Dramen darstellen wollte, so ist man erstaunt über die weite Kluft zwischen diesen Absichten, die er verwirklicht zu haben glaubte, und dem tatsächlichen Eindruck, den seine Stücke auf den unbefangenen Leser hervorbringen. Alle solche Reflexionen des Dichters, die es ihm nicht gelungen ist in seiner Dichtung zur Darstellung zu bringen, bleiben für jenes geforderte Eingehen auf den sittlichen Anschauungskreis des Dichters völlig abseits liegen.“ [1]) Da es sich hier aber nicht um eine ästhetische Wertschätzung, sondern um die Gesamtanschauung Hebbels und Ibsens handelt, so dürfen wir getrost alles Material benutzen, welches zur Verfügung steht. Wir müssen zuerst auf den schon erwähnten Brief an Uechtritz vom 23. Mai 1857 eingehen. In der Beurteilung dieses Briefes ist nicht außer acht zu lassen, daß Hebbel den Adressaten sehr hoch schätzte und in seinen Zugeständnissen bis an die äußerste Grenze ging, um ein Verständnis zu ermöglichen, aber auch, daß der Dichter von jeher die Berechtigung gegenteiliger Anschauungen nicht nur zugegeben,

---

[1]) Vgl. Volkelt, J., Aesthetik des Tragischen. München 1897. S. 170. (Vgl. ibid. S. 111.)

sondern deren Anerkennung sogar gefordert hat. Er begibt sich keineswegs der eigenen Anschauung, noch des Rechtes, die Dinge zu bewerten, beklagt es aber als „das Schlimmste, daß man jeden, er sei auch, wer er sei, und tue, was er wolle, entschuldigen muß".[1]) Jeder Unbefangene kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß Hebbel sich diesem muß ziemlich häufig entzogen hat, und nicht nur, wo es sich um minderwertige oder verächtliche Gegner handelte. Seit sich sein Schicksal freundlicher gestaltet hatte, wurde es ihm freilich immer leichter, sich in seine „Idee" einzuleben, die Weisheit ihres Waltens zu erfassen und sich mit dem Bestehenden auszusöhnen. Und doch ist sein Standpunkt in jenem Briefe ein durchaus unchristlicher, was allerdings nicht klar wird, wenn man einzelne Stellen herausgreift. Er erkennt den Wert der christlichen Ethik an und stellt sie höher als jede andere — da er in der christlichen Religion erzogen und mit keinem anderen ethischen Systeme näher bekannt war, so blieb ihm überhaupt keine andere Wahl —, verwirft aber alles Dogma und fordert unbedingte Gewissensfreiheit. Das Gewissen sei überhaupt die einzige Quelle der Religion und Richtschnur unseres Handelns. „Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis es ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält." Die Aeußerung, daß er sich, falls er Christ wäre, „des Streites über den Kelch begeben würde, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde", ist gar nicht so schmeichelhaft für den Christen, denn sie enthält unverkennbar die Andeutung, daß ihm sein Allerheiligstes nicht besonders heilig scheine. Und darin hat Hebbel vollkommen recht: was dem Menschen heilig ist, das verteidigt er wohl mit seinem Leben, macht es aber nicht zum Gegenstande eines müßigen Streites. Religion wurzelt in der Innerlichkeit und kann deshalb im eigentlichen Sinne nur individuell sein. In seinem Innern

---

[1]) Vgl. B. I, S. 158.

empfängt der Religionsstifter die göttliche Offenbarung: durch die Macht seiner Persönlichkeit ist es ihm möglich, andere daran teilnehmen zu lassen, doch nur solange die Betonung auf das Gefühl und nicht auf den Inhalt desselben gelegt wird. Höchstens die allgemeine Richtung läßt sich andeuten. Doch immer werden es nur wenige sein, die dem Meister Gefolgschaft leisten. Sobald in einer Religionsgemeinschaft das Streben nach Selbsterhaltung und Machtentfaltung zu überwiegen anfängt, verringert sich ihr geistiger Gehalt: denn Macht erfordert Organisation, Einheit, die Gefolgschaft der Menge, und zwar die dauernde Gefolgschaft der Menge. Dieselbe ist aber der bleibenden Begeisterung unfähig, kann nur durch ein positives Programm zu einer einheitlichen Leistung herangezogen werden. Dies bedeutet jedoch Veräußerlichung, Stagnation, Zwang; letzteren zwar nicht für die Menge, die in der Religion nur ein bequemes Auskunftsmittel sieht, das sie der persönlichen Verantwortung, der persönlichen Entscheidung überhebt, und das noch obendrein als Schlaftrunk wirkt, der sie die Leiden und Widersprüche des Lebens vergessen läßt.

Wenn eine Religionsgemeinschaft ins Leben tritt und nicht bereits eine staatliche Organisation antrifft, so übernimmt sie gewöhnlich auch die Funktionen, die anderwärts vom Staate ausgeübt werden, wie es zum Beispiel bei den Israeliten geschah. Findet die Kirche aber bereits eine staatliche Organisation vor, so muß sie zu derselben Stellung nehmen. Sie wird entweder dem Staate dienen, sich ihm als ebenbürtiger Bundesgenosse an die Seite stellen — das Gleichgewicht ist jedoch in letzterem Falle nicht von Bestand —, oder sie wird den Staat bekämpfen, sich ihn dienstbar machen. In der Entwicklung des Christentums ist sowohl die herrschende als auch die dienende Phase der Kirche vertreten. In der letzteren ist eine weitgehende Entgeistigung der Religion unausbleiblich, und die Staatskirche nimmt dann die Form an, die Ibsen in Brand dargestellt hat; allerdings ist seine Darstellung schon stark Karikatur. Doch auch wenn

sich die Kirche vom Staate unabhängig erhält, eine kämpfende Haltung einnimmt, entgeht sie mit zunehmender Machtentfaltung der Veräußerlichung nicht. Hebbel leitet die Entstehung von Religionen und Staaten direkt aus dem Verlangen der Menschheit nach Konzentration der Kraft her.[1]) In bezug auf die Bildung von Staaten mag dies gelten: jede echte Religion hat indessen ihren Ursprung in dem Verlangen des einzelnen, Zeitlichen, sich mit dem Unendlichen und Ewigen in Verbindung zu setzen. Erst wenn dieses Verlangen von dem anderen nach Dauer und Entfaltung überwuchert wird, wenn die Religion zur Kirche wird, gilt von ihr dasselbe wie vom Staate.

Daß Hebbel in der Nibelungen-Trilogie das Christentum verherrlicht habe, ist durchaus falsch und unrichtig. Von dem Widerspruche, der durch das ganze Drama hindurchgeht, wollen wir gänzlich absehen, es fragt sich hier nur, wie sich der Dichter in seinem Werke zum Christentum stellt. Daß das Christentum am Ende als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, beweist an und für sich gar nichts; es ist dies eben eine geschichtliche Tatsache, die Hebbel höchst gelegen kam, das Walten der „Idee" aufzuzeigen, was ihm indessen hier ebensowenig gelungen ist als in Herodes und Mariamne. Seine Sympathie ist aber unverkennbar auf der Seite der untergehenden Heiden. Schon Uechtritz erklärte: „Wenn in Ihren Nibelungen von Christus und vom Christentum (und an welcher Stelle sollten Sie weiter viel darüber bringen können?) nichts als jener Ausfall Hagens am Anfange vorkäme, würde ich, und nicht ich allein, in dem reinen Genusse Ihrer Dichtung und zwar um so mehr gestört werden, je weniger sich verkennen läßt, daß Sie Ihren Hagen keineswegs mit Ungunst, sondern mit sichtbarer Vorliebe als ein reines Musterbild reiner Mannhaftigkeit hinzustellen gemeint und sich das Gefühl aufdrängt, daß der Dichter, wenn es auch nicht aus jenen höhnenden Worten spricht, doch

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1765.

mit mehr als Nachsicht darauf hinsieht.“ Nun hat Hebbel zwar den Versuch gemacht, Dietrich als den Hauptvertreter des Christentums mehr in den Vordergrund zu stellen, doch selbst wenn ihm dies gelungen wäre, so bliebe trotzdem noch zu Recht bestehen, was Uechtritz über die Sympathien des Dichters gesagt hat.[1]) Dieser hatte in den Briefen an Uechtritz wiederholt das Christentum als eine Mythologie neben anderen Mythologien bezeichnet, und als letzterer nach der Lektüre der Nibelungen ihm schrieb, daß er (Hebbel) „in den Heilstatsachen des Christentums doch etwas mehr als eine Mythologie neben andern Mythologien, wenn auch nicht mit dem Verstande, doch mit dem Gefühl und dem innersten Sinn anerkenne“, erwiderte Hebbel ausdrücklich: „Das Christentum ist mir, was es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt nach jahrelanger Beschäftigung mit den Akten leider hinzufügen muß, nicht einmal die tiefste.“ Als sich seine Zeitgenossen vielfach lobend über Herodes und Mariamne äußerten, schrieb Hebbel an Bamberg: „Wenn ich diese Anerkennung nur nicht dem Umstande verdanke, daß man die relative Berechtigung, die ich dem Christentum hier einräumte, für eine absolute hält.“ [2]) Wenn man Hebbels Stellung zum Christentum nach der Behandlung desselben in seinen Werken beurteilen will, so muß man nie außer acht lassen, daß es ihm immer darum zu tun war, den

---

[1]) Vgl. Röpe, G. R., Die moderne Nibelungendichtung. Hamburg 1869. S. 57. Auch Annina Periam findet: „Yet there are but few scenes which are imbued with the true spirit of Christianity, and they are chiefly those which contain the chaplain's earnest words“, neigt sich aber anscheinend der Ansicht zu, daß es Hebbel gelungen ist, den Uebergang vom Heidentum zur christlichen Religion darzustellen. Uebergangsmenschen hat Hebbel allerdings dargestellt, aber ist dies auch schon der Uebergang selbst, und läßt sich dieser überhaupt darstellen? Vgl. Periam, Annina, Hebbels Nibelungen. Its Sources, Method, and Style. New York 1906. S. 193—206. Vgl. Meinck, E., F. Hebbels und R. Wagners Nibelungen-Trilogie. Leipzig 1905. S. 37—43.

[2]) Vgl. B. IV, S. 243, Z. 27 ff.

Geist der betreffenden Epoche in seinem Drama zum Hintergrunde zu machen und recht lebhaft zur Darstellung zu bringen. Das ist ihm mit dem Schluß von Herodes und Mariamne nicht einmal gelungen, die drei Weisen bezeichnet er selbst als sprechende Wachsfiguren, da seine „Intention hier auf Holzschnittstil ging".[1]) Wie dem auch sei: Hebbel war persönlich ein entschiedener Gegner des Christentums und ist immer ein solcher geblieben; der scheinbare Umschwung ist nur auf seine etwas mehr versöhnliche Stimmung in der letzten Periode seines Lebens zurückzuführen.

Hierin trifft er sowohl mit Friedrich Nietzsche als auch mit Henrik Ibsen zusammen. Auch der letztere hat manchen bitteren Ausspruch über das Christentum getan, und zwar vor allem während der Periode der Vollreife. Seine Jugendwerke enthalten keine feindlichen Aeußerungen; einige lassen sich sogar für das Christentum reklamieren, besonders das Hünengrab. Doch schon in Brand griff er zwar noch nicht das Christentum als solches, wohl aber die Staatskirche und ihre Vertreter und Anhänger an. Gegen dieselbe ist auch folgende Aeußerung gerichtet: „Solange es eine Bevölkerung noch für wichtiger hält, Bethäuser zu bauen als Theater — solange sie noch lieber die Zulumission unterstützt als das Museum der Künste, so lange kann die Kunst auch auf kein gesundes Gedeihen rechnen . . . Was uns vor allen Dingen nottut, das ist die rücksichtslose Zertrümmerung und gründliche Ausrottung dieses ganzen finsteren mittelalterlichen Mönchtums, das die Anschauung einengt und die Köpfe verdummt."[2]) Seine Abneigung gilt aber nicht etwa vor allem dem Asketizismus des Mönchtums — Ibsen war selbst ein strenger Asket, trotz seiner Sehnsucht nach Lebensfreude —, sondern der geistigen Knechtschaft, die die Kirche ihren Anhängern auferlegte. So spricht er von „der Schwächung der Urteilskraft, die, wenigstens was die Durchschnittsmenschen anbetrifft, eine notwendige Folge

---

[1]) Vgl. B. IV, S. 243, Z. 21 f. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 279.

der dauernden Beschäftigung mit theologischen Studien ist" und besonders hervortritt, „wenn es sich darum handelt, Menschencharaktere, menschliche Handlungen und menschliche Beweggründe zu beurteilen".[1]) Dementsprechend stellt Ibsen denn auch die Diener der Kirche in seinen Dramen dar, und er hat den Prediger oft auf die Bühne gebracht. Zuerst in Pastor Strohmann (Komödie der Liebe), der ein recht guter „Kommunalmann" ist, nicht aber ein würdiger Vertreter der Religion, d. h. der Innerlichkeit. Züge wie seine naive Freude über den schon mehr als reichlichen Kindersegen, den der Herr ihm und seiner Maren beschert, machen ihn zu einer recht unwahrscheinlichen Gestalt. Nicht viel besser steht es um den Propst in Brand, diesen Vertreter der Weltklugheit und Gelegenheitsmoral; doch sowohl der Propst als Strohmann sind sympathische Gestalten verglichen mit dem Mucker und Pietisten Ejnar. Nachdem er seine Gesundheit durch Ausschweifungen ruiniert hat und durch physische Unfähigkeit verhindert ist, seinen Lastern weiter zu frönen, wirft er sich dem Pietismus in die Arme, und in dem Bewußtsein seiner eigenen nunmehrigen „Sündlosigkeit" spricht er das Verdammungsurteil über alle Andersdenkenden aus. Ein etwas erträglicherer Repräsentant derselben Gattung ist der Hilfsprediger Rohrland (Stützen der Gesellschaft). Pastor Manders (Gespenster) stößt uns nicht durch Muckertum und Pietismus ab, ist jedoch dafür mit einem starren Glauben an die Satzungen der Kirche behaftet. An Stelle der Weltklugheit tritt bei ihm die Furcht vor dem Urteile der Welt und eine erstaunliche „Schwächung der Urteilskraft", nach Ibsen wohl die unvermeidliche Folge der „dauernden Beschäftigung mit theologischen Studien", die ihn in der Beurteilung „von Menschencharakteren, menschlichen Handlungen und Beweggründen" hilfloser als ein Kind erscheinen läßt. Dies macht ihn nicht gerade unsympathisch, doch müssen wir ihm unsere Achtung versagen. Johannes Rosmer

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 306.

aber, ein ehemaliger Diener der Kirche, kehrt dieser den Rücken. Unabhängig von und im Gegensatz zu ihr hofft er den „Adelsmenschen" zu schaffen, indem er die Geister frei macht und den Willen läutert. Rosmer erklärt: „Ich stehe in gar keinen Beziehungen mehr zur Kirche;" Rosmers Anschauungen dürfen wir aber wohl als die des Dichters ansprechen. Alle dem Dichter sympathischen Charaktere seiner Dramen stehen ganz auf dem antichristlichen Standpunkte. Petra (Volksfeind) stellt das Walten einer gütigen Vorsehung entschieden in Abrede, und Stockmann geht aus der berühmten Volksversammlung mit den Worten: „Ich bin nicht so gottselig wie gewisse Leute, ich sage nicht, ich vergebe euch, denn ihr wisset nicht, was ihr tut." [1]) Solneß sagt sich in einer titanischen Anwandlung feierlich von Gott los und will nie mehr Kirchen bauen. Doch von ihm gilt dasselbe, was Georg Brandes so treffend von Ibsen gesagt hat: „Er hat, trotz seines freien Denkens, überkommenes Christentum im Blut." [2]) Kein Werk ist aber wohl für die Anschauungsweise Ibsens maßgebender als Kaiser und Galiläer. Es war hier, daß Ibsen sich bestrebte, seine Weltanschauung niederzulegen.

Wie in Hebbels Nibelungen geht auch in Kaiser und Galiläer das Christentum als Sieger aus dem Kampfe mit dem Heidentum hervor, doch auch hier steht der Dichter nicht auf der Seite der siegenden Partei. Seine Stellung ist eigentlich neutral, er zeigt keinerlei Sympathien für das untergehende oder richtiger bereits untergegangene Heidentum, doch stellt er sich als prinzipieller Gegner des Christentums dar, wenn er es auch nicht bedingungslos verwirft. Julian nennt das Christentum eine Verneinung des Lebens. „Das Menschliche ist ein Unerlaubtes geworden mit dem Tage, an dem der Seher von Galiläa das Weltensteuer ergriff. Leben heißt bei ihm sterben, lieben oder hassen heißt sündigen.

---

[1]) Vgl. V. VII, S. 148. (Volksfeind, Akt IV.) [2]) Vgl. Brandes, G., Henrik Ibsen, S. 22.

Hat er denn des Menschen Fleisch und Blut verwandelt? Oder sind wir erdgebundene Menschen nicht auch fürderhin geblieben, was wir waren? Das Innerste unserer gesunden Seele widersetzt sich alle dem — und doch sollen wir wollen gegen unseren Willen. Wir sollen, sollen, sollen!"[1]) Der geschichtsphilosophische Standpunkt nötigte den Dichter, seine Stellung zum Christentum in diesem Werk klar darzulegen. Aehnlich wie Hebbel bezeichnet er es als eine Kulturmacht, die aber kein bleibendes Bestehen haben kann, die ihren Zweck jetzt sogar bereits erfüllt hat. „Das dritte Reich wird kommen. Der Menschengeist wird wieder von seinem Erbe Besitz ergreifen — und dann sollen Sühnopfer angezündet werden für dich (Julian) und deine beiden Gäste (Kain und Judas) beim Symposium"[2]) erklärt, zweifelsohne im Namen des Dichters, der Mystiker Maximos am Schlusse des Dramas.

Also beide, Hebbel und Ibsen, sind persönliche Gegner der positiven Religion, der christlichen Kirche; beide sehen im Christentum nur eine Kulturmacht, die aber bereits ihren Zweck erfüllt hat, und anderen geistigen Mächten das Feld räumen muß. Wie auf allen anderen Gebieten, so geht Hebbel auch hier viel weiter als Ibsen in der Anerkennung des noch Bestehenden, selbst wenn er ihm längst entwachsen ist.

Hebbel kennt nur eine Religion der Tat, der Selbstbetätigung. „Es gibt keinen Weg zur Gottheit als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, das jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und so weit er dieses Talent ausbildet, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt

---

[1]) Vgl. V. V, S. 205. (Kaiser und Galiläer, 1. Teil, Akt V.) Auch Hebbel empfand das Christentum als eine Negierung des natürlichen Menschen. „Das Christentum schlägt den Menschen tot, damit er nicht sündigen kann, wie jener verrückte Bauer sein Pferd, damit es ihm die Saat nicht zertrete." Vgl. Tgb. I, 175.

[2]) Vgl. V. V, S. 462 (Kaiser und Galiläer, 2. Teil, Akt V).

mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein." [1]) Für ihn selbst als Dichter lagen die Dinge besonders günstig, denn die Betätigung seiner Dichterkraft war geradezu Religion, ja sogar der Religion überlegen. „Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdifferenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden, und kann sowenig in den religiösen Anthropomorphismen wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedankentrauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken." [2]) Es hat sicher nie einen Dichter gegeben, der den Wert des poetischen Schaffens höher angeschlagen hat als Friedrich Hebbel. Alle anderen menschlichen Bestrebungen sind, mit der Dichtkunst verglichen, minderwertig, wenn nicht gar wertlos, und für das Leben im Jenseits gibt es keine bessere Vorschule als den Beruf des Dichters.[3]) Daß Hebbel nicht nur pro arte, sondern auch — und zwar ganz gehörig — pro domo philosophiert, liegt klar auf der Hand.

Daß auch Ibsen die Kunst über die Religion oder wenigstens über deren positive Erscheinungsform, die Kirche, stellt, haben wir bereits aus der oben zitierten Aeußerung entnommen, in der er sich beklagt, daß man in Norwegen lieber Bethäuser als Theater baue. Doch er hat sich nie umständlich bewiesen, daß er und eigentlich nur er recht habe, wenn er auch von der Wichtigkeit seiner Aufgabe überzeugt war. Berg findet: „Ibsen ist so etwas wie das große europäische Gewissen, gleichsam unser geheimes Christentum. Niemand hat die Schuldfragen der modernen Gesellschaft tiefer erkannt, niemand rücksichtsloser diese an ihre Sünden

---

1) Vgl. Tgb. I, 1211. 2) Vgl. Tgb. IV, 6173. 3) Vgl. Tgb. III, 5387.

gemahnt, niemand einen größeren Schauder vor der Verantwortlichkeit des einzelnen erregt.“ [1]) Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruch, wenn auch Ibsen selbst sich nie eine solch gewaltige Rolle auferlegt oder zugeschrieben hat. Doch fühlte er sich berufen; er war sich dessen so sicher, daß es keiner langen Ausführungen bedurfte, sich selbst oder anderen dies zu beweisen. „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier,“ lautet es in einem Brief an König Karl, „sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat: das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es lehren, groß zu denken.“ [2]) Diese Ueberzeugung war seine Religion; wenn ihm in den letzten Lebensjahren Zweifel aufstiegen, so lag das nicht an ihm, wenigstens nicht an Mangel an Vertrauen in sich selbst, sondern an dem Ausbleiben des sofortigen Erfolges seiner Arbeit. Denn Ibsen wollte ernten, ehe er die Aussaat eigentlich noch beendigt hatte; und er predigte und forderte nicht einen allmählichen Wandel, sondern eine sofortige Um- und Abkehr vom Alten. Daß Zeit eine notwendige Bedingung für die Entwicklung der Menschheit ist, daß sich das Neue aus dem Alten entwickeln muß, das ist ihm nie so recht zum Bewußtsein gekommen. Was ihm möglich gewesen, das mußte auch den anderen möglich sein; hierin ist Brand sein getreues Ebenbild.

Sittlichkeit.

Da nun aber die von Hebbel und Ibsen zurückgewiesene christliche Ethik die Grundlage unseres gesamten Gesellschaftslebens ist, so drängt sich die Frage auf: was haben sie an deren Stelle zu setzen? Betrachten sie den Menschen überhaupt als verantwortlich für seine Handlungen, ist er frei

[1]) Vgl. Berg, L., Henrik Ibsen. Köln, Berlin, Leipzig 1901. S. 5.
[2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 55.

oder unfrei? Obschon die Frage nach der Freiheit des menschlichen Handelns in der Beurteilung ethischer Grundsätze nicht das Entscheidende ist, wenigstens nicht solange es sich nicht um die Begründung absoluter Werte handelt, wollen wir sie doch zuerst beantworten. Hebbel war im wesentlichen Determinist. „Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht, wie es den Individuen aber in der Welt ergeht, ist gleichgültig. Das Böse, das sie verüben, muß, indem es die Existenz der Welt gefährdet, bestraft werden; aber zu ihrer Entschädigung für das Unglück, das sie erleiden, ist kein Grund vorhanden." [1]) Hier wird „Notwendigkeit" jedoch in dem Sinne eines unbedingten Erfordernisses gebraucht, und zwar ist sie ein Erfordernis im Interesse der Gottheit, die im letzten Grunde identisch ist mit der „Idee". Obschon der Uebergang aus der transzendenten in die reale Welt für die Einzelwesen nur Disharmonie bedeutet, von der es keine andere Erlösung gibt als die Wiedervereinigung mit dem Urquell alles Seins, so ist doch der Trieb der Selbsterhaltung das höchste Lebensgesetz für das Individuum.[2]) Aber leider ist „der Mensch der Stoff des Zufalls. Weiter nichts. Aus welchen Urelementen er auch bestehe, es kommt ganz und gar auf den sich hinzugesellenden atmosphärischen Niederschlag an, ob er sich zu seiner inneren Lust und Freude entwickeln oder ob er sich in seinem eigenen Feuer verzehren soll." [3]) Also hier wenigstens vor allem Einfluß des Milieus. „Die sogenannte Freiheit des Menschen läuft darauf hinaus, daß er seine Abhängigkeit von den allgemeinen Gesetzen nicht kennt." [4]) Die Willensfreiheit des Menschen erklärt Hebbel als die einfache Möglichkeit, in das Notwendige einwilligen zu können.[5]) „Wir sollen handeln; nicht um dem Schicksal zu widerstreben, denn das können wir nicht, aber um ihm entgegenzukommen." [6]) Hierin stimmt Ibsen mit Hebbel

---

[1]) Vgl. Tgb. II, 2828 u. 2881. [2]) Vgl. Tgb. II, 2335. [3]) Vgl. ibid. 2465. [4]) Vgl. Tgb. III, 4969. [5]) Vgl. Tgb. II, 2504. [6]) Vgl. Tgb. I, 1944.

überein. „Ich glaube an die freie Notwendigkeit,“ [1]) erklärt Maximos. Er spricht von den „drei Ecksteinen der Notwendigkeit“. Noch bezeichnender ist jenes Zwiegespräch Julians mit der „Stimme im Licht“. — „Was ist meine Aufgabe?“ — „Du sollst das Reich begründen.“ — „Welches Reich?“ — „Das Reich.“ — „Und auf welchem Wege?“ — „Auf dem Wege der Freiheit.“ — „Sage mir alles. Welches ist der Weg der Freiheit?“ – „Der Weg der Notwendigkeit.“ — „Und durch welche Macht?“ — „Durch den Willen.“ — „Was soll ich wollen?“ — „Was du mußt.“ [2]) — Man kann nicht gerade behaupten, daß Julian eine sehr bestimmte Auskunft auf seine Fragen erhält. So will er denn auch je etwas ganz anderes als das, was er muß; der Wille der Welt aber liegt hinter ihm im Hinterhalt und verkehrt das Resultat seiner Handlungen in das gerade Gegenteil von dem, was Julian gewollt. Nach Ibsen war Julian die Aufgabe zuteil geworden, das Reich Christi zu begründen; es stand bei ihm, dieselbe im Einklange mit dem Willen der Vorsehung zu erfüllen, doch auch direkt gegen denselben ankämpfend diente er einzig und allein ihrem verborgenen Zwecke. Auch Hebbel kennt „Ecksteine unter dem Zorne der Notwendigkeit“. — „Aber es liegt allerdings daran, daß das, was als Sünde in die Welt eintritt und was in bezug auf diejenigen, die es zunächst veranlaßten, auch immerhin Sünde bleiben mag, von höherer Hand die Taufe der Notwendigkeit erhalte; es liegt daran, daß das Schicksal die Tat blinder Leidenschaft adoptiere .... Und so war es, die Athener taten mit bösem Gewissen und aus unlauteren Gründen das Rechte; Sokrates stand seiner Zeit mit dem scharfgeschliffenen Schwerte einer neuen Philosophie gegenüber; seine Zeit, stärker als er, entwaffnete ihn und tötete ihn mit seinem eigenen Schwert, womit er sie töten wollte. Er errichtete dem ‚unbekannten Gott‘ den ersten Altar und ward dem alten Donnerer als

---

[1]) Vgl. V. V, S. 381 (Kaiser und Galiläer, 2. Teil, Akt IV). [2]) Vgl. V. V, S. 113f. (Kaiser und Galiläer, 1. Teil, Akt III).

letztes Opfer geschlachtet ....[1]) Der Fall liegt etwas anders als bei Julian, der zugleich der Sündigende und das Opfer ist, doch auch seine Tat erhält von höherer Hand die Taufe der Notwendigkeit. Doch wenn wir Hebbels Golo mit Julian vergleichen, so finden wir eine geradezu überraschende Uebereinstimmung. Wie Julian beschwört auch Golo „durch die Blüte seines Daseins, durch sein edelstes Gefühl, das durch böse Fügung mißgeboren in die Welt tritt",[2]) unabwendbares Verderben auf sich herab. „Und wie Judas, so ist auch Golo der Urheber des Leidens, das der Welt Erlösung bringen soll. Wie Judas vollzieht er, da er das Entsetzliche vollbracht zu haben glaubt, die Strafe an sich selbst; er schlachtet sich, wie Margarete einst gehöhnt hat, der neuen Heiligen als erstes Opfertier." [3]) Der neuen Heiligen, die das arme sündige Geschlecht mit dem Schöpfer aufs neue versöhnen soll, damit es sein Zorn nicht vertilge.[4]) Auch Judith gehört hierher; nachdem sie die Beute des Holofernes geworden, „führt sie die Tat aus, sie führt sie aus auf Gottes Geheiß, aber sie ist sich in dem ungeheuern Momente, der ihr ganzes Ich verwirrt, nur ihrer persönlichen Beweggründe bewußt".[5]) „Das Stück (Genoveva) ist eigentlich ein zweiter Teil der Judith, es führt das leidende Opfer, die Heilige vor, wie diese das Handelnde, die Heroine, die tötend stirbt, und beide zusammen schließen so den Kreis der jüdisch-christlichen Weltanschauung ab." [6]) Selbst die Gottheit kann aber die Werkzeuge, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, nicht vor den Folgen der ihnen aufgezwungenen Handlungen schützen.[7]) Für Hebbel gibt es demnach nur unbedingte, absolute Notwendigkeit. Aber „das Individuum darf sich der Notwendigkeit entziehen, wenn es Kraft hat, den Freibrief durch Aufopferung zu lösen, darin liegt seine Freiheit".[8]) Ist aber eine Notwendigkeit, der man sich entziehen kann, überhaupt noch eine solche?

---

[1]) Vgl. W. X, S. 354, Z. 31 ff. [2]) Vgl. Tgb. I, 1475, Z. 102 ff. [3]) Vgl. Collin, loc. cit. S. 247 f. [4]) Vgl. W. I, S. 227, Z. 2800 ff. [5]) Vgl. Tgb. II, 1989. [6]) Vgl. B. VI, S. 143, Z. 3 ff. [7]) Vgl. Tgb. I, 1011. [8]) Vgl. Tgb. I, 509.

Hebbel begeht diese Inkonsequenz fortwährend: er bezeichnet alles Geschehen als notwendig, alles Bestehende als berechtigt, spricht aber von Zufall und Freiheit und unberechtigten Mächten. Man kann diesen Widerspruch, der durch Hebbels gesamte Anschauungen geht und sich auf alle Gebiete erstreckt, nur durch den transzendenten und den realen, oder auch den absoluten und den relativen Standpunkt, den Hebbel abwechselnd einnimmt, erklären. Doch bleibt es in den meisten Fällen uns selbst überlassen, zu entscheiden, von welchem Standpunkte aus irgendeine Aeußerung zu betrachten sei. Hier handelt es sich darum, Elise Lensing davon zu überzeugen, daß er das Recht habe, sich der Heirat (mit ihr) zu entziehen. Selbstverständlich ist der Standpunkt ein sehr realer! Von dem transzendenten Standpunkte aus kommt es bei unserem Tun und Lassen nur herzlich wenig auf unser Verhalten unseren Mitmenschen gegenüber an, um so mehr aber auf unsere Stellung zur „Idee". In dieser Beziehung ist für das Individuum überhaupt nichts zu erhoffen. Es handelt sich nicht darum, was einer tut, sondern lediglich darum, was er ist. „Was einer werden kann, das ist er schon. Gott wird nicht auf die Sünden sündiger Individuen gegeneinander das entscheidende Gewicht legen, sondern nur auf die Sünden gegen die Idee selbst, und da sind wirkliche und bloß mögliche völlig eins.[1]) Wer Hebbel in diesen Anschauungen beistimmt, muß ihm auch in folgendem recht geben. „Man muß das Leben in seiner Nichtigkeit immer nur betrachten, wie man Essen und Trinken betrachtet, als eine lächerliche Notwendigkeit, die in dem Augenblicke aufhört, wo wir anfangen, zu sein, was wir sein sollen."

Die Notwendigkeit, die in den Dramen Ibsens herrscht, ist von der Hebbels verschieden; die größte Uebereinstimmung zeigt sich noch, soweit das philosophierende Drama Kaiser und Galiläer in Betracht kommt. Ibsen betrachtete die Welt mehr durch die Brille der modernen Naturwissenschaft,

---

[1]) Vgl. W. I, S. 404.

und die Notwendigkeit bestand für ihn vor allem in der Abhängigkeit des Menschen von Vererbung und Milieu. „Er schaute, wie Zola, die Welt mit Darwins Augen an; und er sah wie dieser, daß in der Vererbungs- und Anpassungslehre des Jahrhunderts der tragischen Weltauffassung ein neues Schicksal geboren war, das alle Schrecken des alten Götterfluches, alle Majestät einer unpersönlichen, über den Menschen erbarmungslos schaltenden Allmacht und alle Härte eines allgemein gültigen, blinden und unerbittlichen Gesetzes in sich vereinigte." [1]) Ja, diesem Zwange sind nicht nur die Dinge der sogenannten Wirklichkeit unterworfen, sondern auch die Gestalten des Dichters. „Ist nicht Sinn und Willen der erdichteten Personen dem Gesetze alles Geschaffenen unterworfen?" fragt Julian und zwar mit vollkommenstem Recht, obschon die Beziehungen freilich etwas anderer Art sind als bei den Menschen von Fleisch und Blut. Doch Ibsen besaß auch einen von dieser ehernen Notwendigkeit erlösenden Zauber, nämlich seinen unerschütterlichen Glauben an den Wert des menschlichen Strebens, an die Kraft und an den Wert des menschlichen Willens. Dies tritt sehr deutlich in folgender Briefstelle zutage. „Mir ist, als sei ich durch eine große unendliche Wüste von Gott und Menschen geschieden . . . Na, das ist wohl ein Uebergang; ich will und werde einmal einen Sieg haben! Hat man es so schlecht mit mir gemeint, mich in diese Welt zu setzen und mich zu dem gemacht, der ich bin, so muß es eben seinen Lauf haben!" [2]) Er glaubt, das Schicksal habe es nicht gut mit ihm gemeint, er glaubt, er sei abhängig: aber er „will", das ist das Entscheidende, und zwar der Wille an sich. In ihm allein ist Befreiung und Versöhnung.

„Daß du nicht kannst, wird dir vergeben,
Doch nimmermehr, daß du nicht willst." [3])

---

[1]) Vgl. Steiger, E., Das Werden des neuen Dramas. 1. Band, Berlin 1898. S. 235. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 49. [3]) Vgl. V. III, S. 85 (Rosmersholm, Akt III).

Dieses Wollen ist aber nicht etwa ein schlaffes Begehren, das sich überhaupt nicht in Tätigkeit umsetzt. Es erfordert die Anspannung der Kräfte bis zum äußersten in dem Ringen nach dem Unerreichbaren. Hebbel zieht den Wert des Willens ohne die Kraft in Frage und bezeichnet ihn als ein Produkt der Eitelkeit und Schwäche „und als die ganze Menschennatur unterhöhlend".[1]) Da es sich hier um eine dieser isolierten Aeußerungen handelt, wie sie Hebbel in sein Tagebuch einzutragen pflegte, so läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob Hebbel dabei nicht vielleicht an ein bloßes hindämmerndes Verlangen gedacht hat; sonst müßten wir annehmen, daß Hebbel den Wert des gesamten menschlichen Strebens in Frage zieht, daß er den Grundgedanken von Goethes Faust ablehnt. Denn was ist denn menschliches Streben anders als ein Wollen, das über unsre Kräfte hinausgeht und eben dadurch eine Steigerung derselben bewirkt? Oder hat Ulrich Brendel (Rosmersholm) wirklich recht, wenn er erklärt: „Peter Mortensgaard ist der Führer und Herr der Zukunft . . . Peter Mortensgaard hat die Kraft der Allmacht in sich . . . Denn Peter Mortensgaard will nie mehr als er kann." Selbst wenn Hebbel in dieser Aeußerung den realen Standpunkt einnimmt, so bleibt diese Geringschätzung des Willens bedenklich; daß wir mit dem guten Willen allein in der Welt nicht weit kommen, ist allerdings richtig, doch beraubt ihn dieser Umstand noch nicht seines sittlichen Wertes.

Für Ibsen ist dieses Wollen nun aber eigentlich ein Müssen. „Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann."[2]) Dementsprechend wählt sich ein Mensch nach Ibsen nicht seinen Beruf, sondern wird von einer höheren Macht für denselben auserwählt und vorherbestimmt und ist also nichts als ein Werkzeug in der Hand dieser höheren Macht.[3]) Daraus folgt

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 763. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 144. [3]) Vgl. Hans, Dr. H., Schicksal und Wille. — Ein Versuch über Henrik

jedoch andererseits, daß diejenigen, welchen die Fähigkeit abgeht, irgend etwas Bestimmtes wollen zu können, ebenso sehr unter einem absoluten Zwange stehen; ein Umstand, mit dem Ibsen nie zu rechnen geneigt ist. Dieses Vorherbestimmtsein gilt, wie wir bereits an Julian gesehen haben, sowohl im guten als auch übeln Sinne. Catilina schon fühlt sich gänzlich vom Schicksal abhängig und bezeichnet Curius, der ihn verraten, als ein Werkzeug des Schicksals. Auch die Gestalten der vaterländisch-historischen Dramen: Frau Inger, Hjördis, Skule, Bischof Nikolas gehen an ihrem Schicksal zugrunde. Am deutlichsten tritt das bei Jarl Skule und bei Bischof Nikolas zutage. Mit Brand anfangend nimmt diese Abhängigkeit die bestimmtere Form des Einflusses der Vererbung und des Milieus an. Brand, Peer Gynt, Stensgaard, Nora, Doktor Rank, Oswald, Rebekka, Rosmer, um nur die hervorragendsten Beispiele zu nennen, stehen alle unter diesem Einfluß, ja werden geradezu von demselben beherrscht. Hebbels Charaktere gehorchen alle einer absoluten Notwendigkeit, Ibsens Menschen sind fast samt und sonders unfrei. Auch Ellida Wangel, die „in Freiheit und unter Verantwortung" zwischen dem unheimlichen Fremden und ihrem angetrauten Gatten wählt. Unsere Wahl ist immer frei oder unfrei, je nachdem, von welchem Standpunkte aus wir die Frage beantworten, wenn nicht etwa physischer Zwang oder Unfähigkeit dabei in Betracht kommen. Sie ist frei, insofern die Entscheidung in letzter Stelle von uns abhängt; sie ist unfrei, insofern wir von ererbten und erworbenen Anschauungen, dem Urteile einzelner oder der Gesellschaft, von früher eingegangenen Verpflichtungen und dergleichen mehr beeinflußt werden und abhängig sind. Wer sich zum Beispiel erst der Zustimmung der Eltern, Onkel und Tanten versichert, ehe er sich eine Lebensgefährtin wählt, hat sich ebenso frei entschieden als ein anderer, der ein Weib heim-

---

Ibsens Weltanschauung. München 1906. S. 46. Woerner, R., Henrik Ibsen. München 1900. S. 267.

führt trotz Bannfluch und Enterbung; denn was zwingt denn den ersteren, so und nicht anders zu handeln, als seine eigene Schwäche, richtiger sein Charakter, denn es braucht gar nicht einmal Schwäche dahinter zu stecken. Es gibt überhaupt keine absolut freie Wahl, außer in solchen Fällen, wo sich für unsere gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen und Verhältnisse keinerlei Verschiebung ergiebt, die durch den Ausfall der Wahl bedingt wird. Dann findet aber gar keine Wahl mehr statt; es bleibt sich gleichgültig, welches von mehreren ganz gleichen Goldstücken ich ausgebe, wenn ich unbedingt eins ausgeben muß oder will. In einem solchen Falle wählen wir nicht, wir überlassen die Entscheidung vollständig gedankenlos dem Zufall. Die Erlaubnis oder Zustimmung anderer dazu, daß wir in einem bestimmten Falle überhaupt wählen mögen, beeinflußt direkt nur unsere Entscheidung, ob wir die Wahl vornehmen sollen oder nicht, indirekt den Ausfall der Wahl, da sich die Konsequenzen derselben durch solch eine Erlaubnis oder Zustimmung verschieben. Keineswegs werden aber alle Konsequenzen der Wahl aufgehoben oder es findet überhaupt keine solche mehr statt. Es fragt sich nur, ob wir zu den anderen Konsequenzen auch noch die auf uns nehmen wollen, die sich aus der ablehnenden Haltung anderer ergeben, und dies hängt ganz davon ab, was wir sind. Körperlichen Zwang oder Unfähigkeit ausgeschlossen, ist unsere Wahl immer frei, insoweit wir in unserem Tun und Lassen überhaupt frei sind. Ibsen hat versucht, in der Frau vom Meere einen Syllogismus durchzuführen, ob es ihm gelungen ist, kommt hier nicht in Betracht; doch so viel steht fest: je mehr wir in unserem Handeln von der Zustimmung anderer abhängig sind, desto geringer der Grad von Freiheit, den wir besitzen. Die Konsequenzen der Wahl aber müssen wir nolens volens immer auf uns nehmen, und darin besteht unsere Verantwortung.

Doch wem sind wir außer unserem eigenen Selbst noch verantwortlich? Der „Idee", würde Hebbel sagen, und keiner

kann vor ihr bestehen, da die Schuld mit dem Leben selbst gesetzt ist. Für Hebbel führt jedoch „selbst aus der Hölle noch ein Weg zum Himmel. Die völlige Ergebung in die Gottheit, wie sie besonders sein letztes Gedicht, der Bramine, ausdrückt, erhebt den Menschen zu Gott. Der Dichter, den seine Zeit für den unversöhnlichsten gehalten hat, verkündet Versöhnung noch für den ärgsten Sünder".[1]) Wohl wahr! Doch besteht diese Versöhnung nur in der Befreiung von der individuellen und bewußten Existenz überhaupt, in die das Individuum nicht in seinem eigenen Interesse, sondern ausschließlich im Interesse der „Idee" hineingestoßen wird und von der die Disharmonie und Schuld unzertrennlich ist. Eckelmann ist der Ansicht, daß das Individuum bei Hebbel sich die Schuld nicht aus Mangel an Erkenntnis zuzieht, sondern daß dieselbe aus der Unvollkommenheit des Einzelwesens in der realen Welt mit Notwendigkeit hervorgeht.[2]) Es war dies wohl sicher Hebbels Auffassung. Die Maßlosigkeit, die Vermessenheit des Teils dem Ganzen gegenüber, besteht einfach in der individuellen Existenz an sich. Von einer Ueberhebung kann dabei nicht wohl die Rede sein. Hebbel mißt aber dem Ich eine außerordentliche Bedeutung bei, wo es sich um die reale Welt handelt; wie es sich dabei in seinem Verhältnisse zur „Idee" ausnimmt, ist herzlich gleichgültig, denn für dieses kommen die Ge-

---

[1]) Vgl. Collin, loc. cit. S. 257.

[2]) Vgl. Eckelmann, E. O., Schillers Einfluß auf die Jugenddramen Hebbels. Heidelberg 1906. S. 30f. An Scheunert wird gerügt, daß er irrtümlich die Disharmonie von der Ueberschätzung der Bedeutung des Ichs herleite; Scheunert lehnt aber selbst die Ueberhebungstheorie ab. Vgl. Scheunert, A., op. cit. S. 18f. Als das Originelle in Hebbels Gedankenwelt, als die große Botschaft, die er der Welt bringt, bezeichnet Eckelmann „die Ehrfurcht vor der eingeborenen und unveräußerlichen Idiosynkrasie". Demgegenüber wäre zu erinnern, daß die Romantiker bereits dieselbe Anschauung vertraten. Hebbel hat vor ihnen nur die universelle Anwendung seiner Grundsätze voraus. Während die Romantiker für die Rechte einiger weniger Bevorzugter stritten, verfocht Hebbel die Rechte der gesamten Menschheit.

schehnisse der realen Welt überhaupt kaum in Betracht. Daß in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch Hebbels Lehre von der „Idiosynkrasie“ auf rücksichtslose Selbstbehauptung hinausläuft, werden wir noch in Erfahrung bringen. Ist es doch seine

Devise für Kunst und Leben.[1])

„Hast du begriffen, warum die Wanzen und Flöhe entstehen,
Fluchst du nicht mehr der Natur, daß sie sie schafft wie dich selbst,
Dann bekämpfe sie einzeln und warte nicht, bis sie dich stechen;
Duldung gebührt dem Geschlecht, schärfste Verfolgung dem Glied.“

Es gehört nicht gerade viel Weltweisheit dazu, der Natur nicht zu fluchen. Wer flucht denn dem Wasser, daß es keine Balken hat? Und die dem Geschlecht gebührende Duldung ist geradesosehr ein Abstraktum wie das Geschlecht selbst.

Ibsen lehnt, wenigstens in einem solch extremen Falle wie der Julians, die persönliche Verantwortung ab. „Der Weltwille soll für die Seele Julians Rechenschaft ablegen,“ erklärt Maximos, und Makrina beschließt das Drama mit den Worten: „Irrende Menschenseele — mußtest du irren, so wird es dir sicher zugute gehalten werden an dem großen Tage, wenn der Gewaltige kommt auf den Wolken, um das Urteil zu fällen über die lebendigen Toten und die toten Lebendigen.“ [2])

Doch es war durchaus nicht etwa Ibsens Sache, sich mit einer derartigen Hoffnung des Gedankens an die persönliche Verantwortung zu entschlagen. Seine Menschen erachten sich sogar dann noch, ja dann erst recht verantwortlich, wenn sie die Existenz eines Rächers und Richters in Abrede stellen. Rosmer erklärt: „Nun gut. So stehe ich unter unserer frei gewordenen Lebensanschauung, Rebekka. Es ist kein Richter über uns. Und deshalb müssen wir selbst dazusehen, daß wir Justiz ausüben.“ [3]) Die Art der Sühne, die Rosmer und Rebekka über sich verhängen, ist ganz im Sinne Hebbels, der es als eine erlaubte Art des Selbstmordes bezeichnet,

---

[1]) Vgl. W. VI, S. 364. [2]) Vgl. V. V, S. 461 (2. Teil, Akt V). [3]) Vgl. V. VIII, S. 162 (Akt IV).

wenn ein Mensch wegen Beleidigung der sittlichen Idee ganz in der Stille das Todesurteil an sich vollzieht. Zwar leitet er das Recht zum Selbstmord aus der bloßen Fähigkeit dazu ab, doch unterscheidet er zwischen erlaubter und unerlaubter Art, gibt aber keinerlei sichere Merkmale, wie es sich denn auch hier um eine ganz subjektive Unterscheidung handelt.[1])

Ueber das Verhältnis zwischen Schuld und Verantwortlichkeit herrschen in den Aussprüchen Hebbels Unklarheit und Widerspruch. Einerseits sind vor dem Forum einer höheren Gerechtigkeit wirkliche und nur mögliche Handlungen vollkommen gleichwertig. Und die Schuld entspringt dem Willen selbst, nicht erst der Richtung des Willens.[2]) Zwar bezieht sich dieser Ausspruch auf die dramatische Schuld, doch bleibt es trotzdem eine sittliche; es ist ja gerade das Drama, das den Sinn des Lebens allein deuten kann und dessen Aufgabe es ist, die Beziehungen des Menschen zur „Idee" zur Darstellung zu bringen. Andererseits ist es nicht unsere Schuld, nur Gottes Bedürfen, was den Gegensatz hervorgerufen hat, dem Trotz und Haß entquellen.[3]) Und doch sind wir verantwortlich. Dieselben Schwierigkeiten finden sich freilich auch bei Ibsen: auch seine Menschen sind unfrei, und doch fordert er von ihnen Rechenschaft für ihr Tun und Lassen. Auch Brand erkennt mit Schaudern,

„Welch ein Schuldberg auf sich türmt
Von dem kleinen Wörtchen — Leben."

Es sind gegenwärtig nicht nur grübelnde Dichter, die dem Problem der Willensfreiheit und Verantwortung nachhängen; die Frage beschäftigt weite Kreise und nicht zum wenigsten nüchterne Verstandesmenschen. Die Freiheit des menschlichen Willens scheint auf ziemlich schwachen Füßen zu stehen, und mit ihr fällt auch die Verantwortlichkeit; jedenfalls die Verantwortlichkeit des einzelnen anderen, der Gesamtheit,

---

[1]) Vgl. Tgb. II, 2212, 2310, 2767. [2]) Vgl. W. XI, S. 4, Z. 11 ff. [3]) Vgl. W. VI, S. 298, Z. 119 ff.

einem höheren Wesen gegenüber. Aber es bleibt doch noch eine Verantwortlichkeit bestehen: nämlich die, welche ein jeder sich selbst schuldet. Dies ist die einzige, welche für eine deterministische Ethik in Betracht kommen könnte. Diese Ethik hätte aber keinen anderen Zweck, als das Gefühl, die Ueberzeugung von der persönlichen Verantwortlichkeit, d. h. von der Verantwortung, die jeder sich selbst ablegen muß, zu erwecken und zu befestigen. Einen Maßstab für unser Handeln dürfte sie wohl aufstellen, doch ohne sich auf irgendeine Autorität zu berufen oder dauernde und allgemeine Gültigkeit zu beanspruchen. Das gilt nun zwar von aller Ethik, doch fast alle ethischen Systeme berufen sich auf etwas, was außerhalb des Menschen liegt, und beanspruchen allgemeine und absolute Gültigkeit. Die Gesetze, das positive Recht aber leiten ihrerseits wieder von der Ethik die sittliche Berechtigung her, einen Zwang ausüben, strafen zu dürfen u. s. w. Im ethischen Sinne besteht aber keine derartige Berechtigung. Es handelt sich hier um eine Notwendigkeit; die Menschen machen gewisse Gesetze und üben dieselben aus, weil sie eben die und keine andere Menschen sind; der Verbrecher erleidet Strafe, daß er er selbst und nicht ein anderer ist. Der moderne Mensch will und kann nicht außerhalb, richtiger ohne den Staatsverband existieren; der Staat aber bedarf seinerseits zu seiner Selbsterhaltung der Gesetze und ihrer Anwendung; wir haben es also mit einer Notwendigkeit zu tun. Wenn auch die Gesetze ganz allgemein die herrschenden sittlichen Anschauungen zur Grundlage haben und zum Ausdruck bringen, so werden sie dadurch noch nicht sittlich an sich. Es ist meine Ueberzeugung, daß Sittlichkeit, geradeso wie Religion, etwas durchaus Persönliches ist. Die Gesetze aber sind allgemein und unpersönlich. Sie können der Sittlichkeit direkt zuwiderlaufen oder auch ein mehr oder minder starkes sittliches Element enthalten; doch wenn man die ihnen gebührende Autorität direkt aus der Ethik herzuleiten sucht, so verhält es sich damit wie mit den Königen von Gottes Gnaden: man

bedient sich eines Popanzes. Vielleicht ist dieser geradeso nötig wie die Gesetze selbst.[1])

Hebbel bezeichnete allerdings das Notwendige als identisch mit dem Sittlichen. Dann gibt es aber für den strikten Deterministen überhaupt nichts Unsittliches und die Ethik ist für ihn ein Ammenmärchen. Ist aber eine Handlung wirklich schon sittlich, weil sie notwendig ist, d. h. notwendig infolge der Abhängigkeit des Menschen von Vererbung und Milieu, infolge seiner Schwäche? Ist die Sittlichkeit nicht eben ein Etwas, welches wir über uns stellen und vermöge unserer Natur über uns stellen müssen, ein Maßstab, mit dem wir unsere Handlungen nicht so sehr messen, als daß wir ihn zu erreichen suchen? Wäre ohne diesen Maßstab eine Entwicklung der Menschheit möglich gewesen; dürfen wir ohne ihn auf weiteren Fortschritt hoffen? Liegt nicht in dem tiefinnerlichen Bewußtsein, daß wir in einem bestimmten Falle unsittlich gehandelt haben, gerade die Kraft verborgen, uns auf eine höhere Stufe zu schwingen? Wir können uns kaum der Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit und Unabänderlichkeit alles Geschehens verschließen; wenn wir aber dann alles Notwendige auch als sittlich bezeichnen, so gibt es weder Sittliches noch Unsittliches mehr. Vor dem Forum der „Idee“ mögen wirkliche und bloß mögliche Handlungen immerhin gleich, Gut und Böse nur zeitliche Unterschiede sein — denn diese „Idee“, was sie auch immer sei, bewertet unser Tun und Lassen überhaupt nicht —, für den Menschen bleiben diese Unterschiede in voller Schärfe bestehen und

---

[1]) Hebbel war sicher der Ansicht, daß Popanze nötig seien. „Man reißt jetzt das Pflaster des Staates und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zugrunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: Auch wir wissen, daß das ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben, seht Ihr zu, wie Ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt!“ Vgl. Tgb. III, 4411.

lassen sich auch durch keinerlei Hinweis auf ihren zeitlichen und bedingten Charakter aus der Welt schaffen.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit ist zwar die Grundlage aller Ethik, doch gibt es an sich noch keinen festen Maßstab ab, am wenigsten für unser Verhalten unseren Mitmenschen gegenüber. Für Hebbel war alle Sittlichkeit etwas Relatives. Es dünkt ihn eine „Frage, ob das, was wir Moral nennen, in den Augen höherer Wesen mehr bedeutet wie die geschickten Vorkehrungen, die der Biber trifft, um seinen Bau vor Ueberschwemmungen zu schützen, denn unsere Moral ist im Grunde doch auch nur ein Sicherheitsventil der Gesellschaft“.[1]) Uebrigens machen „auf der Weltbühne nur Kraft und List sich geltend, das Ethische tritt nur in den größten Umgestaltungsepochen hervor und wird gleich nach dem Siege entstellt, wie z. B. das Christentum“.[2]) Doch „um sich mit allen Erscheinungen des Lebens auszusöhnen, muß man immer bedenken, daß das Conto-Courant der Erde und das Conto-Courant der Welt zwei ganz verschiedene Dinge sind“, wozu allerdings gehört, daß man sich über das Conto-Courant der Welt so durchaus im klaren ist wie Hebbel.[3])

Falls das Böse nicht gut werden kann, so hat es ebensoviel Existenzberechtigung wie das Gute. Auch müßte man dann eine zwiefache Weltwurzel annehmen, da zwei Gegensätze nicht ein und denselben Grund haben können. Existiert aber die Möglichkeit, daß es gut werde, so wird und muß es zu irgendeiner Zeit gut werden, und dann besteht nur ein zeitlicher und zufälliger Unterschied zwischen Gut und Böse; so ist auch der Unterschied zwischen Richter und Mörder nur ein zeitlicher und zufälliger.[4]) Von diesem Standpunkte aus wird es uns begreiflich, wenn Hebbel bekennt: „Ich möchte mich nie an Menschen rächen, die mir Uebles tun, aber an Gott, der solche Menschen geschaffen hat,“ und noch hinzu-

---

[1]) Vgl. Tgb. IV, 6269. [2]) Vgl. B. V, S. 313, Z. 2ff. [3]) Vgl. Tgb. I, 925. [4]) Vgl. Tgb. II, 2600 u. 2616, auch Tgb. I, 1340.

fügt: „Buchstäblich wahr.“ [1]) Diese Anschauung bedingt einerseits die Anerkennung der relativen Berechtigung alles Bestehenden, wie wir sie schon vielfach in den zitierten Aeußerungen Hebbels angetroffen haben, andererseits die Verneinung aller absoluten Werte. So leitet sich die Bestimmung des relativen Wertes einzig und allein aus dem Kraftverhältnis der einander gegenüberstehenden Individuen oder Parteien her. „Das höchste Gesetz für Staaten und Individuen ist das Gesetz, sich zu behaupten. Ist noch so viel Kraft in der alten Form, daß sie der neuen Widerstand leisten kann, so ist gewiß noch nicht so viel Kraft in der neuen Form, daß sie nach dem Zerbrechen der alten alle Elemente, die zu umfassen sind, umfassen kann.“ Auch darf sich eine „böse Individualität nicht in eine gute umsetzen, wenn sie ihre Kraft für die Ewigkeit nicht im Nutzen der Zeit vergeuden und sich selbst zerstören will“. [2]) Für Hebbel lag in der Tat die Gefahr nahe, zum sittlichen Revolutionär zu werden, besonders da sich seine Anschauungen mit denen der Zeit im Widerspruch befanden und da er manche Mängel an dem Bestehenden entdeckte. Er ist auch als solcher bezeichnet worden, doch hat man ihm damit zu viel Ehre erwiesen. Es wird sich im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung noch zeigen, daß Hebbel in bestimmten Fällen den sittlichen Maßstab der Gesellschaft verwarf; doch im ganzen stand er durchaus auf der Seite der herrschenden Moral und war sogar ein erbitterter Gegner der revolutionären Bestrebungen der Jungdeutschen. [3]) Wenn man die für ihn feststehende Relativität aller Moral erwägt, so wird sein Standpunkt leicht begreiflich. Pietät ist für ihn die Hauptwurzel des sittlichen Menschen und durch die Gesetze nicht zu ersetzen. [4]) In Gyges und sein Ring suchte er diesen Lehrsatz zur Darstellung zu bringen. Pietät aber beruht ihrerseits einzig und allein auf der persönlichen Würde des Individuums, welche

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 3442. [2]) Vgl. Tgb. II, 2266 u. 2335. [3]) Vgl. Lublinski. Literatur und Gesellschaft, Berlin 1900. 4. Band, S. 11 u. 23. [4]) Vgl. Tgb. III, 4888.

uns die Pflicht auferlegt, unsere Mitmenschen, d. h. ihre Idiosynkrasie, zu respektieren. „Denn wir Menschen sind zu einer grenzenlosen Einsamkeit verdammt und können uns nie verstehen; unser nächster Nachbar ist uns so unbegreiflich wie Gott. Dies ist der Grundstein aller Pietät, sonst wär' sie ein Unding."[1]) Doch leitet sie sich für Hebbel schließlich aus dem Gattungsbewußtsein her: denn „alles, was er (ich) am Leben schätzte, verläuft sich mehr und mehr ins Nebelhafte und der einzelne Mensch wurzelt nur im Gefühl von der Würde der Menschheit, der Zweckmäßigkeit des Lebens, des Reichtums der Welt".[2]) Meines Ermessens steht es aber um die Würde des Menschen als Mitglied der Gattung ziemlich schlimm. Wäre es nicht gerade Friedrich Hebbel, der diesen Ausspruch getan, so könnte man sich versucht fühlen, denselben als ein Symptom der Schwäche zu bezeichnen. Es sind die Pygmäen, die das Bewußtsein ihres Wertes nur aus ihrer Anzahl herleiten, die der Gattung bedürfen, um die eigene Schwäche dahinter zu verstecken und die persönliche Verantwortung ablehnen zu können. Nur als Individuum ist der Mensch ein sittliches Wesen; die Geschichte beweist, daß die Gattung als solche, d. h. als Masse einer sittlichen Handlung, zwar nicht direkt unfähig ist, aber immer eine tiefere Stufe einnimmt als der Durchschnitt der Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt. Welch sittlicher Entartung der Mensch aber fähig ist, wo er sich nur als Gattungsgeschöpf, als Mitglied eines Ganzen betrachtet, dessen bedarf es wohl keiner Beispiele. Wo das Gegenteil der Fall zu sein scheint, ist es immer ein Individuum, das die Masse mit fortreißt, ein „Cäsar", der den Adler den Legionen voranträgt. Wir werden dies auch durch Hebbel bestätigt finden, doch seine metaphysischen Anschauungen zwangen ihn immer wieder, das Individuum der Gattung unterzuordnen; daher auch seine fast unbedingte Achtung vor dem Bestehenden. Wenn er die menschliche Gesellschaft nicht vom transzendenten,

---

[1]) Vgl. B. I, S. 151, Z. 22ff. [2]) Vgl. B. I, S. 161, Z. 21.

sondern vom realen Standpunkte aus betrachtet, findet er freilich auch, daß dieselbe als Ganzes schlechter sei als das schlimmste ihrer Glieder.[1])

Im Vorwort zur Maria Magdalene weist Hebbel mit Entschiedenheit den Vorwurf zurück, daß er die Umgestaltung der sittlichen Begriffe fordere. „Denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen, und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen."[2]) Alle notwendigen Handlungen sind sittlich, und so ist auch „nur das Sünde, was sowenig aus einer Leidenschaft als aus einer Tugend hervorgeht".[3]) Wie zu sehen, verschiebt sich der Maßstab fortwährend, und es nimmt uns nicht wunder, daß es für Hebbel Fälle gibt, wo Pflicht erfüllen sündigen heißt,[4]) und daß er Billigkeit als ein Gesetz bezeichnet, „welches der Mensch sich selbst setzt, das Opfer, welches er von seinem Recht freiwillig den Göttern darbringt, ein höchster Akt der Pietät".[5]) Die Charaktere in seinen Dramen haben gewöhnlich alle recht, wenigstens jeder von seinem eigenen Standpunkte aus und auch in den Augen des Dichters, der das Treiben der Welt in seiner Bedeutungslosigkeit, Nichtigkeit und Vergänglichkeit von seiner hohen Warte aus überschaut und begreift. Von seinen Menschen in Herodes und Mariamne und in Maria Magdalene hebt das der Dichter besonders hervor. Er verweist „die Ideen der Familie, der Sittlichkeit, der Ehre mit ihren Tag- und Nachtseiten" in den Hintergrund und findet, daß „Konsequenzen aufdämmern, die erst nach Jahrhunderten in dem Lebenskatechismus Aufnahme finden werden".[6])

---

[1]) Vgl. W. X, S. 316 (Die menschliche Gesellschaft). [2]) Vgl. W. XI, S. 43, Z. 15 ff. [3]) Vgl. Tgb. I, 145 u. 1279. [4]) Vgl. Tgb. I, 805. [5]) Vgl. Tgb. IV, 5623. [6]) Vgl. B. II, S. 342, Z. 4 ff.

In seiner Stellung zu den Grundfragen der Sittlichkeit ist Ibsen das gerade Gegenteil Hebbels. Er war der Ueberzeugung, daß unser altes Sittengesetz unzulänglich, unwahr und darum unsittlich sei und deshalb wünschte er es hinwegzufegen.[1]) Unbedenklich griff er an, was ihm morsch und faul erschien, selbst wenn es sich dabei um die sogenannten heiligsten Güter des Volkes und der Menschheit handelte. Auch stand er nicht über seinem Stoffe wie Hebbel, der es zuwege brachte, allen Parteien recht zu geben; denn Ibsen war selbst zu sehr Partei und stellte sich, wenigstens in seinen sozialen Dramen, mit Entschiedenheit auf die Seite der Gegner des Bestehenden. Die Gesellschaft ist von ihm wiederholt mit einem Schiff verglichen worden, das Leichen an Bord führt; seine Charaktere schleppen Leichen auf dem Rücken mit sich durchs Leben. Solche Leichen sind die veralteten Anschauungen, die überlebten Einrichtungen und versteinerten Sittengesetze. Es ist Ibsen nie klar geworden, daß sich das Rad der Zeit nicht gewaltsam vorwärts treiben läßt. Der Propst hat schließlich so unrecht nicht, wenn er Brand den Vorwurf macht, daß er auf Sitte und Brauch zu wenig Gewicht lege, da sie, wenn auch nicht das Höchste, so doch das Nächste seien. Gyges wirft das alte Schwert, die alte Krone beiseite; Brand reißt die alte Kirche schonungslos ein; beide gehen an der Nichtachtung des Bestehenden zugrunde, wie sehr sie mit ihren Bestrebungen auch im Rechte sind. Aber welcher Unterschied in der Stellung unserer Dichter zu ihren Gestalten! Auch Konsul Bernick führt Klage, daß man der Zeit nicht vorauseilen dürfe, daß die sogenannten Stützen der Gesellschaft in dieser Beziehung eigentlich nur

---

[1]) „Seit den Stützen der Gesellschaft handeln fast alle seine Stücke von dem Zusammenstoße zweier Formen der Sittlichkeit: einer schwächlichen, zahmen, unwahren, konventionellen Sittlichkeitsstufe, die alt und überlebt ist, und einer Sittlichkeitsform, die das tapfere, freudige Sichausleben der vornehmen, freien, selbstherrlichen Individualität zum Mittelpunkt hat und auf die Zukunft hinweist." Vgl. Volkelt, J., op. cit. S. 322 f.

ihre Werkzeuge sind. Wenn ihm der Dichter auch nicht direkt unrecht gibt, so zieht er doch daraus vor allem den Schluß, daß man sich nicht zum Werkzeuge der Gesellschaft hergeben darf. Das Rad der Zeit läßt sich nicht zurückdrehen; der Mystiker Maximos erläutert diese Wahrheit durch folgendes Gleichnis: „In der Nähe einer gewissen Stadt, in der ich früher einmal gelebt habe, war ein Weinberg, weit und breit berühmt wegen seiner Trauben; wenn die Bürger der Stadt recht süße Früchte für ihre Tafel wünschten, so schickten sie ihre Diener hinaus zu diesem Weinberge, um da Trauben zu holen.

„Nach langen Jahren kam ich wieder in selbige Stadt; aber die Leute wußten nicht länger Bescheid über die früher so geschätzten Trauben. Da suchte ich den Besitzer des Weinbergs auf und fragte: Sagt mir, guter Freund, sind Eure Weinstöcke ausgestorben, so daß niemand mehr von Euren Trauben weiß? Nein, antwortete der Besitzer des Weinbergs; aber, wie Ihr wißt, tragen junge Stöcke gute Trauben, aber geringen Wein, während alte Stöcke dagegen geringe Trauben, aber guten Wein liefern. Deshalb, Fremdling, erfreue ich also die Herzen meiner Mitbürger noch immer mit dem Ueberfluß meines Weinbergs, nur in anderer Gestalt — durch den Wein, nicht durch die Trauben . . .

„Das ist es, worauf du (Julian) nicht acht gehabt. Der Weinstock der Welt ist alt geworden, und doch glaubst du, du dürftest denen die rohen Trauben bieten, die nach dem neuen Weine dürsten.“ [1])

Man kann das Alte nicht wieder heraufbeschwören, aber ebensowenig kann man das Neue plötzlich hervorzaubern, wie wünschenswert es auch sei. Doch das letztere will Ibsen nicht wahr haben. Drei Institutionen sind es, gegen die er seine Angriffe besonders gerichtet: die Kirche, der Staat und die Ehe; damit hat er aber auch die Grundfesten unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in Frage gezogen. Ibsen

---

[1]) Vgl. V. IV, S. 378 (Kaiser und Galiläer, 2. Teil, Akt IV).

verdient wirklich den Namen eines sittlichen Revolutionärs, und es kann ihm gewiß niemand den Vorwurf machen, er verberge seinen sittlichen Jakobinismus unter der kunstvollen Plastik des Tragikers, wie er von Gottschall gegen Hebbel erhoben worden ist.

Auf der Höhe seines Schaffens trat Ibsen unbedingt für die Rechte des Individuums ein, und bis an sein Lebensende war er auf der Suche nach der Lebensfreude. Doch diese war für ihn nicht identisch mit Sinnenfreude oder mit dem, was die Menschen gewöhnlich als Glück bezeichnen. Das Glück war ihm überhaupt nebensächlich; es war sein Ziel, den Menschen zu veredeln, und diesem Zweck opferte er ohne Zaudern dessen Glück. Ibsens Ethik ist keineswegs ein bequemes dehnbares Etwas oder egoistische Herrenmoral, obschon sie häufig radikal individualistisch ist. Man hat dieselbe wiederholt als alttestamentlich befunden, doch stützt sich diese Ansicht wohl zu sehr auf ein einzelnes Werk, Brand, das zwar für die Beurteilung des Dichters von großer Wichtigkeit ist, aber doch auch nur eine Entwicklungsstufe im Schaffen Ibsens bedeutet.

Ibsen hat ebensowenig wie Hebbel irgendein ethisches System aufgestellt, doch wie er viel weiter ging als Hebbel im Verneinen, so war er auch schneller mit sittlichen Forderungen bei der Hand. Obenan steht die Forderung: sei ganz, und eigentlich mit ihr identisch ist die zweite: sei wahr. Brand verdammt vor allem die Halbheit auf allen Gebieten des modernen Lebens und fordert: sei ganz, was du auch seist.

„Nein, Jubel füllt hier keine Brust,
Denn wär' es so, so wär' es gut.
Was tut's, bist du ein Sklav' der Lust,
Doch sei es auch mit ganzem Mut.
Sei nicht heut dieses, morgen das,
Und etwas andres übers Jahr,
Was du auch seist, sei's ganz und gar
Und nicht von all und jedem was." [1])

---

[1]) Vgl. V. III, S. 22 (Brand, Akt I).

Der Knopfgießer (Peer Gynt) erhebt gegen Peer die gleiche Anklage:

„Just da sitzt der Knoten — du trauriger Fant,
Daß du kein Sünder in höhrem Verstand.
Drum bist du nicht wert der höllischen Pein,
Wie andre kommst du in den Löffel hinein."

und beklagt sich über den Mangel unserer Zeit an ganzen und großgearteten Persönlichkeiten:

„Einen Sünder wirklich großartigen Schlags,
Den trifft man selten heutigentags —
Denn das heißt mehr, als im Schmutz nur zu waten,
Es gehört Kraft und Ernst auch zu sündigen Taten." [1])

In Ibsens späteren Werken schleicht sich eine müde Resignation ein, ein mitleidig-trauriges Gewährenlassen. Erhart Borkman fährt mit Frau Fanny Wilton in die Welt hinaus, ohne Rücksicht auf andere zu nehmen, nur seinem eigenen stürmischen Begehren gehorchend. Die Glocken des ihn hinwegführenden Schlittens sind für seine Mutter das Grabgeläute über ihren verlorenen Sohn, er existiert für sie nicht mehr. Doch Ella Rentheim sagt versöhnlich: „Wer weiß, ob sie nicht für ihn das Leben und das Glück einläuten . . . Jedenfalls doch auf ein paar armselige Stunden." [2]) Hier erkennt Ibsen das Verlangen nach der Lebensfreude, nach Glück, nach Genuß, welcher Art sie auch seien, als berechtigt an; doch in den früheren Werken steht eigentlich Goethes Forderung: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut," immer obenan. Eigentlich könnte der Vogt (Brand) Anspruch auf den Namen eines Mannes erheben, der voll und ganz ist, was er ist: Beamter. Würde er doch lieber seine eigene Seele als seine Akten verlieren. Doch für dergleichen Pflichttreue, die immerhin einen gewissen Grad von Achtung heischt, mag sie auch einem wenig lobenswerten materiellen Zwecke dienen, hat Ibsen keinen Sinn. Er hat für den Vogt nur einen Platz im Paradies der guten Vögte.

---

[1]) Vgl. V. III, S. 481/2 (Peer Gynt, Akt V). [2]) Vgl. V. IX, S. 448 (John Gabriel Borkman, Akt IV).

Der Mangel an Wahrheit, oder richtiger an Wahrhaftigkeit, in allen Verhältnissen sowohl des Privat- als auch des öffentlichen Lebens erschien Ibsen ein heimlicher Krebsschaden, der, unaufhaltsam um sich fressend, den Untergang unabwendbar im Gefolge haben müsse. In einer Rede aus dem Jahre 1865 wendet er sich an seine Landsleute: „Laßt es — ich sage das zu euch Dänen, Schweden und Norwegern — doch endlich dahin kommen, daß die Wahrheit Macht gewinnt in unserem öffentlichen Leben; wir haben erfahren, wohin die Phrasen führen. Wir haben bis jetzt in unseren nationalen Beziehungen miteinander verkehrt als Diplomaten, wir haben Höflichkeitsbezeugungen ausgetauscht, wir sind zart gewesen wie ein Parfüm, und es geschah nicht, bis der ernsthafte Teil des Festes begann, daß uns die Augen aufgingen und daß wir erkannten, was das ganze Wesen bisher war — ein Duft, weder mehr noch minder."[1]) Er dachte dabei an den Krieg von 1864, der ihm eine solch bittere Enttäuschung bereitet hatte. Doch auch für das Individuum gilt die Forderung nach Wahrhaftigkeit, womöglich sogar in noch höherem Grade. Lona Hessel (Stützen der Gesellschaft) und Frau Linde (Ein Puppenheim) stellen sie obenan; Frau Alving (Gespenster) geht zugrunde, da ihr der Mut zu absoluter Wahrhaftigkeit mangelt; Wangel und Ellida (Frau vom Meere) finden sich gegenseitig, indem sie sich wahr und offen gegenübertreten; Baumeister Solneß findet Erleichterung darin, sich Hilde Wangel zu zeigen, wie er ist. Rebekka Wests Beichte gehört indessen nicht hierher; diese ist ein Opfer, wie schon Reich gezeigt hat.[2]) Offenheit und Wahrhaftigkeit sind für Ibsen die Grundbedingungen jeder sittlichen Läuterung und aller Beziehungen zwischen Mensch und Mensch. Ohne Wahrhaftigkeit kein sittliches Verhältnis irgendwelcher Art; ohne rückhaltsloses Bekenntnis keine Umkehr. Auch Hebbel schätzte den ethischen Wert des Bekenntnisses sehr hoch ein, doch bezog er es vor allem auf das Verhältnis des

---

[1]) Vgl. V. X, S. 506. [2]) Vgl. Reich, op. cit. Fünfte Auflage. S. 331.

Menschen zur „Idee". „Es liegt in der Beichte ein echt menschliches Moment. Eine Tat bekannt, ist verziehen; das Bekenntnis ist die Satisfaktion der beleidigten Idee." [1]) An anderer Stelle bemerkt er jedoch: „Es ist nicht die gelindeste Strafe für ein begangenes Unrecht, es erzählen zu müssen. Das geschieht im Beichtstuhl und in der Autobiographie," [2]) eine Auffassung, die der zuerst angeführten an ethischem Werte weit nachsteht. In Anbetracht der Forderung nach Wahrhaftigkeit unterschied Hebbel von vornherein zwischen poetischer Wahrhaftigkeit und der unbedingten Wahrhaftigkeit im Umgang mit anderen. Die erstere betreffend tat er den stolzen und ehrlich gemeinten Ausspruch: „Ich bin entschlossen, zehnmal lieber mich selbst, als die Wahrhaftigkeit zu opfern." [3]) Darin gibt ihm Ibsen natürlich nichts nach, wie aus folgender Briefstelle zur Genüge hervorgeht: „Ich habe die Vermutung, meine neue Arbeit (Brand) wird die Storthingsmänner nicht milder gegen mich stimmen, aber Gott straf mich, wenn ich aus diesem Grunde auch nur eine Zeile streichen möchte oder könnte, wie sie ihnen auch schmecken möge, diesen Seelen im Taschenformat! Lieber mein Lebtag ein Bettler bleiben!" [4]) In bezug auf die Wahrhaftigkeit des Strebens gilt Krumms Ausspruch über Hebbel auch voll und ganz für Ibsen, ja ist vielleicht sogar in noch höherem Maße auf ihn anwendbar. Auch Ibsen, geradeso wie Hebbel, „gehört zu den Dichtern, die ohne Grauen geschaut und verkündet haben das elementare Geheimnis des Menschenlebens, zu den Dichtern, die den Mut haben, auch in der Poesie die Welt nicht anders darzustellen, wie sie ist. Das ist der Realismus ihrer Dramen, der Realismus der Idee." [5]) Doch poetische Wahrhaftigkeit und Wahrhaftigkeit im Umgang mit anderen sind zwei grundverschiedene Dinge, und Hebbel ist der Meinung, daß die Lüge im gesellschaftlichen Verkehr unvermeidlich sei. „Man muß mitunter lügen, weil die Leute die Wahrheit nicht glauben

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1574. [2]) Vgl. Tgb. III, 3673. [3]) Vgl. B. I, S. 369, Z. 20ff. [4]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 40. [5]) Vgl. Krumm, J., Friedrich Hebbel. Flensburg 1899. S. 127.

würden," auch kann er einen kleinen Betrug, der niemand schadet, und ohne den er vielleicht ein schätzbares Gut verloren geben müßte, vor seinem Gewissen verantworten.[1]) Eine derartige Auffassung, besonders in bezug auf sein persönliches Verhalten, war für Ibsen unmöglich. Erst sehr spät kam er zu der Erkenntnis, daß die Forderung absoluter Wahrhaftigkeit für die große Masse der Menschheit nicht durchführbar und vielleicht nicht einmal berechtigt sei; es war indessen mit einem Herzen voller Groll und Verzweiflung über die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, daß er dieses Zugeständnis in der „Wildente" machte. Seine Forderungen richtete Ibsen immer in erster Linie an sich selbst, so auch die der Wahrhaftigkeit; bis zu welchen Extremen er ging in dem unbewußten Streben, dieser Forderung zu genügen, davon gibt Brandes ein höchst interessantes Beispiel.[2]) Soweit die Allgemeinheit in Betracht kommt, stimmen Hebbel und Ibsen, letzterer allerdings erst in der späteren Periode seiner Entwicklung, mit Nietzsche überein, daß die Lüge erlaubt, ja sogar notwendig sei, wo sie von Nutzen ist. In dem Großhändler Werle und Frau Sörby (Wildente) hat Ibsen übrigens dargetan, daß Menschen ohne alle Sittlichkeit, ohne alles sittliche Gefühl noch am ehesten die Forderung nach unbedingter Wahrhaftigkeit zu erfüllen vermögen.

Von der Forderung nach Wahrhaftigkeit ist das Streben nach Wahrheit der Erkenntnis durchaus verschieden, und hierin waren beide, Hebbel und Ibsen, wie schon erwähnt, Skeptiker, doch hießen sie das Streben nach Wahrheit der Erkenntnis unbedingt gut, selbst wenn auch nur Irrtümer dabei herauskommen sollten. Auch darin berühren sie sich mit Nietzsche; letzterer war gleichfalls Pessimist der Erkenntnis und Optimist des Lebens: „Seine Lehre ist ein blutiger Triumph des Lebens über die Erkenntnis . . . Leben ist höher

---

1) Vgl. B. I, S. 146, 358, 382.

2) Vgl. Brandes, G., loc. cit. S. 52ff. Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. Siebente Auflage. Graz 1905. S. 309 betont die Notwendigkeit des Scheins wohl doch etwas zu stark.

als Erkennen." [1]) Auch Hebbel und Ibsen bejahten das Leben, ersterer zwar nur für die Gattung, letzterer für das Individuum, und bis fast an sein Lebensende im schroffen Gegensatz zur Gattung; sein Individualismus ist indessen nicht gattungsfeindlich. Joel führt in höchst zutreffender Weise aus, daß in dieser Unterordnung der Erkenntnis unter das Leben ein Sieg des Weibes liegt, der eigentlich schon von der Romantik eingeleitet wurde. In Hebbel ist dieser Sieg noch kein solch offener und unbedingter als in Ibsen und der gesamten Moderne; doch er ist nichtsdestoweniger in seinen Werken enthalten.

Ein anderes Motiv von hohem ethischem Werte, das in Ibsens Dramen immer und immer wiederkehrt, ist das des Opfers. In Brand ist es am schärfsten betont; Brand fordert alles oder nichts, und zwar um der erlösenden und erhebenden Kraft des Opfers willen. So begehrt er, daß seine sterbende Mutter freiwillig all ihr Hab und Gut aufgebe, das sie doch sowieso in wenigen Stunden verlassen muß; so fordert er von Agnes, daß sie sich gern und freudig von dem letzten Erinnerungszeichen an ihr Kind trenne. Der Mensch opfert solchergestalt eigentlich sein eigenes Selbst und ringt sich dadurch zur Freiheit durch. Im letzten Grunde ist dies der Beschränkung, dem Aufgehen in der „Idee", welches Hebbel fordert, durchaus verwandt: es bedeutet Negation des Individuums. Auch Nietzsche kannte und übte das vollständige Opfer um des Opfers willen, und strebte durch dasselbe nach Selbstbefreiung. [2]) Der orgiastische Rausch des Opfers, in dem die Romantiker und Nietzsche schwelgten, ist weder bei Hebbel noch bei Ibsen anzutreffen. Brand kennt zwar die Ekstase des Opfers, doch fehlt ihm das Gefühl der überströmenden Kraft, das Bewußtsein der Bejahung in der anscheinenden Verneinung, Loslösung und Vernichtung. Auch der jähe Wechsel von Rausch und öder Leere, von dem

---

[1]) Vgl. Joel, Karl, Nietzsche und die Romantik. Jena und Leipzig 1905. S. 91. [2]) Vgl. ibid. S. 191.

Hebbel besonders im Anfange seiner Entwicklung zu sagen wußte, gehört nicht hierher; es war vorwiegend ein intellektueller, kein Gefühlsrausch; auch ermangelt sowohl bei Hebbel als auch bei Ibsen die freiwillige, bewußte Hingabe, das absichtliche Suchen nach dem Rausche des Opfers.

Ibsen proklamierte die Selbstherrlichkeit des Individuums, sein Recht auf Entfaltung, Selbstbetätigung, Genuß und Lebensfreude; forderte aber immer wieder Entsagung. Nicht nur in Brand, sondern in seinem gesamten Schaffen kommt ein Doppeltes zum Ausdruck: „die rein menschliche Forderung: Sei ganz! und die besonders christliche: Entsagt! Die erstere entstammt dem bewußten, die letztere dem unbewußten Innenleben Ibsens.

„Er denkt wie ein Heide, heißt die Lebensgefühle gut, bejaht den Wert des Lebens; aber er hegt Ehrfurcht vor dem Verzichtleisten und fühlt kleinmütig. Es lag ihm trotz seines freien Denkens überkommenes Christentum im Blut, eine asketische Lebensverneinung geht neben der pantheistischen Lebensbekräftigung durch sein ganzes Lebenswerk.“ [1])

Hebbel kennt weder das Opfer noch die Askese im eigentlichen Sinne. [2]) Sein Ideal der Beschränkung ist wenig mehr als eine metaphysische Abstraktion. „Aufs Leben Verzicht leisten“ bedeute für ihn „auf Gott Verzicht leisten“. „Es ist keine Sünde, es ist die Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung.“ „Leidenschaft begeht keine Sünde, nur die Kälte. Brich jede Blüte, selbst wenn du sie nicht für ewig ins Wasserglas zu stellen gedenkst, nur dufte sie dir!“ Aeußerungen in diesem Sinne — und sie sind zahlreich in Hebbels Schriften vertreten —, die für die Berechtigung der Triebe einstehen, ja deren Betätigung zur Pflicht machen, bilden einen starken Kontrast zu Ibsens Grundsätzen und lassen die

---

1) Vgl. Brandes, G., loc. cit. S. 22.

2) Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß Judith, Genoveva u. s. w. keine Opfer in diesem Sinne bringen, vielmehr Opfer sind, ohne es zu wissen.

von Hebbel geforderte Entsagung in einem eigentümlichen Lichte erscheinen.

Außer dem Opfer an sich finden wir bei Ibsen auch das Opfer im Interesse anderer. Ein solches ist zum Beispiel Rebekkas (Rosmersholm) Bekenntnis, und Wangel (Frau vom Meere) gewinnt durch ein Opfer dieser Art seine Gattin Ellida, die er bis dahin nie besessen. Doch am häufigsten kommt bei Ibsen das Opfer im Interesse der Lebensaufgabe vor. „Die Opferwilligkeit wird von den Berufenen verlangt; er muß seine Selbstsucht zum Opfer bringen können, und ‚selbst sein' ist darum der Gegensatz von ‚sich selbst genug sein', d. h. ‚sich selbst töten'." [1]) Das hervorragendste Beispiel dieser Art ist Brand, der alles, was er hat, der vermeintlich ihm zuerteilten Lebensaufgabe opfert. Ihm stellt sich König Haakon (Kronprätendenten) würdig an die Seite: er verstößt seine Geliebte Kanga, heiratet die Tochter des Jarl Skule, trennt sich von seiner Mutter, alles nicht aus Ehrgeiz, sondern da er sich auf den Thron Norwegens berufen glaubt und eine Aufgabe zu erfüllen hat. Haakon berührt sich hierin mit Herzog Ernst (Agnes Bernauer), wie sich in der Zergliederung der Stellung Hebbels und Ibsens zum Staate noch zeigen wird. Daher kommt auch die hohe Achtung, die Ibsen jeder festen und unerschütterlichen Ueberzeugung zollt, was sie auch immer sei, und die Hebbel mit ihm gemein hat.

Den Höhepunkt in Ibsens Ethik bezeichnet wohl Rosmersholm; die Abkehr vom starren Individualismus hat sich bereits vollzogen — es ist daran zu erinnern, daß Ibsen von Anfang an einen Individualismus lehrte, der in selbstloser Pflichterfüllung gipfelte — und andererseits haben die mystisch-symbolischen Elemente noch nicht die Ueberhand gewonnen. Wenn nun auch das Ziel nicht gerade klar bezeichnet ist, so steht es doch als ein hehres, leuchtendes vor unseren Augen. Es ist die Schuldlosigkeit, worin das Glück der

[1]) Vgl. Jaeger, Henrik, Henrik Ibsen, übertragen von H. Zschalig. Dresden und Leipzig 1890. S. 230; auch Anmerkung über Alf. Sinding-Larsen. S. 231. Vgl. ibid. S. 183.

Menschen besteht, Freude adelt sie, wohl auch der Schmerz, aber nur, wenn man seiner Herr zu werden versteht. Borkman, in dem Ibsen den starren Individualismus gerichtet haben soll,[1]) tut den Ausspruch: „Ich bin dort oben auf der Diele des Saales hin und her gegangen und habe jede meiner Handlungen um und um gekehrt. Ich habe sie von hinten und vorn betrachtet, ebenso schonungslos, so ohne Erbarmen, wie ein Advokat. Und das Urteil, zu dem ich immer wieder komme, ist dieses: der einzige, gegen den ich mich vergangen habe, das bin ich selbst."[2]) Das ist nicht nur Borkmans, sondern auch Ibsens ehrliche Ueberzeugung. Um sie indessen recht zu verstehen, müssen wir eine andere Aeußerung des Dichters heranziehen. „Das Schlimmste, was ein Mensch sich antun kann, ist, einem anderen unrecht zu tun."[3]) Noch eine andere höchst wichtige Wahrheit hat der Dichter Borkman in den Mund gelegt. „Es ist einzig und allein durch die Gegenwart und Zukunft, daß ein Mensch für die Vergangenheit Sühne leisten kann. Durch Arbeit — durch unausgesetzte Arbeit für alles das, was in meiner Jugend für mich das Leben selbst bedeutete."[4]) Also durch das Streben nach seinem Ideale! Aber er selbst muß es vollbringen, darf nicht fordern, daß ein anderer sich für sein Lebenswerk aufopfere: denn sterben kann man wohl für das Lebenswerk eines anderen, aber leben kann man nur für sein eigenes, erklärt schon der Skalde Jatgejr (Kronprätendenten). Olaf (Stützen der Gesellschaft) soll nicht als der Erbe der Lebens-

---

[1]) Vgl. Reich, E., op. cit. Fünfte Auflage. S. 442, der sich überhaupt bemüht, den Nachweis zu führen, daß Ibsen den starren selbstischen Individualismus in seiner letzten Lebensperiode verneint habe. Vgl. z. B. ibid. S. 464. Den selbstischen Individualismus hat Ibsen sicher von Hause aus verneint, ob er auch den Individualismus an sich verneint habe, scheint mir eine offene Frage. Daraus, daß ein Dichter in seinen Werken den Individualisten zugrunde gehen läßt, folgt noch nicht, daß er dessen Anschauung damit richtet. Auf E. Holms Broschüre und seine Anschauungen wird später hingewiesen werden.

[2]) Vgl. V. IX, S. 419 (John Gabriel Borkman, Akt III). [3]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 102. [4]) Vgl. V. IX, S. 432 (Akt III).

aufgabe seines Vaters aufwachsen, sondern als einer, auf den seine eigene Lebensaufgabe bereits wartet. Klein Eyolf soll das Lebenswerk seines Vaters weiterführen, d. h. wenn er will. Am besten aber ist es, er wählt etwas anderes.

Auch Hebbel spricht jedem das Recht ab, von einem Menschen zu fordern, daß er sich für die Lebensaufgabe eines anderen aufopfere, denn das wäre gleichbedeutend mit den Menschen zum Mittel herabwürdigen, und das ist nach Hebbel die ärgste Sünde.[1]) Mißachtung des anderen führt immer zu Nichtachtung des eigenen Selbst. „Ist dir der andere erst Sache, bald wirst du dir selber zur Sache, und um den edelsten Preis kaufst du das niedrigste Gut.“[2]) Auch er sagt: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit als durch das Tun des Menschen.“

In Ibsens Betonung des Wertes der Arbeit liegt eine Milderung der in Brand vertretenen, etwas einseitigen Anschauung von der alleinseligmachenden Kraft des Willens, obschon auch dort gefordert wird, daß der Mensch nicht allein wolle, sondern auch vollbringe, was in seinen Kräften steht; nur wenn er sein möglichstes geleistet hat, wird ihm sein Wille angerechnet, sonst aber ist nicht nur sein Wollen, sondern auch sein Tun ohne jeden Wert. Hebbel hat den Wert des Willens zwar gelegentlich sogar bezweifelt, doch maß er dem menschlichen Willen eine hohe Bedeutung bei. Er hat recht, wenn er sagt: „Wer sich die Gedankensünden nicht anrechnen lassen will, der muß auch nicht verlangen, daß Gott sich durch seine Reue und Buße versöhnen lasse; innere Schuld: innerer Abtrag.“[3]) — Peer Gynts Erlebnisse im Reich des Dovre-Alten und die Selbstanklage und Reue, die ihm daraus erwachsen, lassen schließen, welche Bedeutung Ibsen den Gedankensünden beimaß. — Hebbels obige Aeuße-

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1611, auch 1211. [2]) Vgl. W. VII, S. 185.

[3]) Vgl. Tgb. II, 2653. Ist Buße dem üblichen Sprachgebrauche nach aber nicht mehr als ein nur Innerliches, setzt sich nicht gerade in der Buße die Reue, das Innerliche, in Handlung, d. h. in ein Aeußerliches um? Hebbel hat das Wort hier sicher nicht in diesem Sinne angewandt.

rung bezieht sich aber nur auf Sünde und Reue: der menschliche Wille hat ethischen Wert, dem Menschen wird jedoch das Verdienst seiner guten Handlungen abgesprochen, während ihm die bösen seltsamerweise zur Last gelegt werden. „Nicht seine Wirkungen nach außen, der Einfluß, den er auf Welt und Leben ausübt, nur seine Wirkungen nach innen, seine Reinigung und Läuterung, hängt vom Willen des Menschen ab. Er ist die von unsichtbarer Hand geschwungene Axt, die sich selbst schleift. In diesem Sinne könnte man sagen: der Mensch tut sein Schlimmes selbst, sein Gutes wirken Gott und Natur durch ihn. Das ist alles so wahr, daß gerade, was unbewußt als Wirkung von ihm ausgeht, alles andere bei weitem übertrifft.“ [1])

Wie sich ein Dichter in seinen Werken zu der sogenannten Versöhnung stellt, ist für seine ethischen Anschauungen von geringerer Wichtigkeit. Hebbel lehnte die individuelle Versöhnung ganz und entschieden ab, er kannte nur die Versöhnung der „Idee“. „Die Versöhnung im Tragischen geschieht im Interesse der Gesamtheit, nicht dem des einzelnen, des Helden, und es ist gar nicht nötig, obgleich besser, daß er sich selbst ihrer bewußt wird. Das Leben ist der große Strom, die Individualitäten sind die Tropfen, die tragischen aber Eisstücke, die wieder zerschmolzen werden müssen und sich, damit dies möglich sei, an einander abreißen und zerstoßen.“ [2])

Von Ibsens Dramen weisen einige eine deutliche individuelle Versöhnung auf, z. B. die Kronprätendenten, Rosmersholm, Klein Eyolf. In Kaiser und Galiläer finde ich eine Versöhnung im Sinne Hebbels; Brand endigt mit einem Widerspruch oder aber im Zweifel. [3]) Andere wieder

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 973. [2]) Vgl. Tgb. II, 2634 u. 2664.

[3]) Petch, R., Ibsens „Brand“. Würzburg 1902. S. 22, bezeichnet es allerdings als einen befriedigenden und stilgerechten Schluß, „wenn Gott für seinen Diener am Worte eintritt und ihm die Palme reicht“. Doch kann ich ihm hierin ebensowenig beipflichten, wie seiner Auffassung der Agnes und ihrer Stellung zu Brand. Er findet in dem Ver-

ermangeln der Versöhnung in irgendeinem Sinne: hierher gehören in erster Linie Ein Puppenheim, Die Gespenster, Die Wildente, Hedda Gabler. Almers findet den Tod des kleinen Eyolf unverschuldet. „Das Ganze so grundlos. So jeglichen Sinnes bar. Und doch ist es in der Ordnung der Welt vonnöten." [1]) Das klingt stark an Hebbel an; aber Ibsen hat sich nie unterfangen, den Sinn der Welt ein für allemal zu deuten, er war nicht imstande, das Walten der „Idee" überall zu erfassen und nachzuweisen wie Hebbel, dessen Deutung aber wohl nur für eine Minderheit Geltung haben dürfte. Viele aber sagen wohl mit Grillparzer: Was soll mir Hebbel, der weiß alles, auch was der liebe Gott tut.

„Die dumme Lehre von der poetischen Gerechtigkeit," die nach Nietzsche in das bürgerliche Familienschauspiel, nicht aber in die Tragödie gehört, deren Tod sie ist, kommt bei Hebbel zwar nicht besonders zur Geltung, erleidet andererseits aber auch keine allzu große Einbuße. In dem „bürgerlichen Familienschauspiel" Ibsens kommt sie hingegen äußerst schlecht weg. Avonianus erklärt: „Durchmustere ich die Ibsenschen Stücke, so finde ich nur eines: ‚Die Stützen der Gesellschaft', worin eine dramatische Vergeltung im Shakespeareschen Sinne waltet." [2]) Dem kann ich im Vorübergehen noch ein weiteres hinzufügen: nämlich Frau Inger von Oestrot, doch hatte Avonianus wohl nur die sozialen Dramen Ibsens im Sinne. Für die Bühnenwirksamkeit eines Stückes mag ja die Vergeltung von größter Wichtigkeit sein, doch uns peinigt in Ibsens Dramen nicht so sehr der Mangel einer solchen, als vielmehr die quälenden Fragen, die der Dichter in uns angeregt und nicht beantwortet hat — weil er die Antwort selber nicht wußte. Der Umstand, daß um Ibsens Dramen bereits eine umfangreiche Literatur angewachsen ist, daß Leute aller Stände Veranlassung genommen haben,

---

halten des letzteren keinerlei Grausamkeit, und erklärt das gegenseitige Verhältnis der Gatten als das Ideal einer wahren Ehe.

[1]) Vgl. V. IX, S. 236 (Klein-Eyolf, Akt II). [2]) Vgl. Avonianus, loc. cit. S. 246.

sich mit ihnen zu beschäftigen, sei es nun, um sie zu erklären oder um Ibsens Standpunkt zu widerlegen, beweist an sich die Aktualität der von ihm angeregten Probleme. Hebbels Dramen besitzen keine derartige Bedeutung, noch haben sie je eine solche besessen, denn mit Ausnahme der einzigen Maria Magdalene behandelten sie nicht heimische Zustände der Gegenwart. Die lebendigen Beziehungen zu letzterer, die Hebbel in seine Dramen hineinzulegen sich bestrebte, sind nicht immer tatsächlich vorhanden oder sie entgehen doch der großen Mehrzahl der Leser und üben deshalb geringeren Einfluß auf unser geistiges Leben aus. Hebbels Dramen fesseln durch die psychologischen Probleme mehr als durch das geschichtsphilosophische Beiwerk. Auch Ibsen beschäftigt sich fast nur mit dem Seelenleben seiner Menschen, doch seine Dramen sind vorwiegend sozialethisch: deshalb ihr außerordentlicher Einfluß, der in keinem Verhältnis steht zu ihrem künsterischen Werte, wie hoch wir diesen auch einschätzen mögen. Wie die meisten norwegischen Dichter faßte auch Ibsen seine Aufgabe als Missionstätigkeit auf. „Einer solchen Auffassung der Kunst kann man abhold sein, allein man darf sie bei der Würdigung norwegischer Schriften nicht außer acht lassen. Ibsens gesamtes Schaffen ist dieser inneren Mission gewidmet, nur unterscheidet er sich als der bedeutendste Künstler darin von den meisten, daß er durch seine Dramen, nicht in seinen Dramen predigt, die Lehre in Anschauung umsetzend.“ [1])

In seinen ethischen Ansichten stimmt er nur selten mit Hebbel überein. Beide betrachten die Sittengesetze als etwas Relatives, doch während Ibsen daraus das Recht zu einer gründlichen und sofortigen Umgestaltung folgert, behandelt Hebbel das Bestehende im allgemeinen mit pietätvoller Rücksicht, die ihren Grund in der Achtung vor der Individualität anderer hat. Das Individuum besitzt jedoch nur irgendwelche Würde als Repräsentant der Gattung, richtiger, als Vertreter

---

[1]) Vgl. Woerner, R., op. cit. S. 176.

der „Idee“, weshalb es zur Betätigung der ihm innewohnenden Kräfte, was diese auch sein mögen, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist. Ibsen dagegen lehrt die Selbstherrlichkeit des Individuums, die aber nur durch Selbstbezwingung zu gewinnen ist. Beide Dichter fordern absolute Wahrhaftigkeit des poetischen Schaffens. Für die Gesellschaft erklärt Hebbel von vornherein die Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit als nicht maßgebend, weil undurchführbar; während sich Ibsen erst sehr spät das verbitterte Zugeständnis abringt, daß die Menschheit dieser Forderung nicht gewachsen und daß dieselbe deshalb nicht berechtigt sei. Trotz seines Dranges nach Lebensfreude lehrte er unaufhörlich die Bekämpfung der Triebe, Selbstentäußerung, und stellte selbst auf der Höhe seiner individualistischen Periode strengere ethische Forderungen als Hebbel, für den das Individuum in der Gattung aufgeht. Strenggenommen steht Hebbel eigentlich immer jenseits von Gut und Böse, denn Sittlichkeit und Notwendigkeit sind für ihn identisch. Die Notwendigkeit alles Geschehens ergibt sich aber als logische Konsequenz seiner Theorie und wird auch in der Tat von ihm selber verschiedentlich behauptet. Also gibt es für ihn auch nichts im eigentlichen Sinne Unsittliches.

Staat, Gesellschaft, Individuum.

Ein größerer Gegensatz in den Anschauungen der beiden Dichter ist indessen kaum denkbar, als in ihrer beiderseitigen Stellung zum Staat zum Ausdruck kommt. Hebbels Achtung vor dem Bestehenden für sich würde ihm seinen Platz auf der Seite des Staates anweisen; doch das Ausschlaggebende ist, daß sich für ihn die Frage nach der Berechtigung einfach zu einer Machtfrage reduziert. So ist der Staat natürlich immer und unbedingt im Rechte, woraus sich ohne weiteres ergibt, „daß das Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sei, sich der Gesellschaft unter

allen Umständen beugen muß, weil in dieser und in ihrem notwendigen formellen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in jenem aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt." [1]) Unter diesem Gesichtspunkte wurde für Hebbel das Schicksal der Augsburger Baderstochter zur Staatsaktion großen Stils. Agnes Bernauer fällt nicht persönlicher Willkür, sondern einem unerbittlichen ethischen Imperativ zum Opfer; welches letztere der Dichter nicht nur vom Standpunkte der Staatsräson, sondern auch vom allgemein menschlichen als ein berechtigtes anerkannt wissen will. Herzog Ernst wird dabei zum tragischen Helden des Stückes, denn er findet sich der Notwendigkeit gegenübergestellt, ein schuldloses, tugendhaftes Weib dem Henker überliefern zu müssen oder seine Lande der Gefahr eines Erbfolgekrieges auszusetzen. Daß sein Sohn statt dessen das Land sofort verheert, hat wenig zu sagen; denn erstens ist ja Herzog Ernst noch hier, sein geliebtes Bayernland zu schützen, und zweitens ist der kaiserliche Herold auch nicht weit. Wenn nun aber Herzog Albrecht dabei sein Leben verlieren sollte? Nun, dann ist es allerdings mit menschlicher Klugheit zu Ende, und wir müssen der Vorsehung das Auskommen der Sache anheimstellen. Daß die Zukunft eines Hauses, das nur noch einen einzigen Sprossen aufzuweisen hat, sowieso auf recht schwachen Füßen steht, daß Erbfolgekriege durch Heirat mit der ebenbürtigsten Prinzessin veranlaßt werden können und veranlaßt worden sind, das alles kommt Herzog Ernst nicht in den Sinn. Falls wir den tragischen Zwiespalt in seinem Innern und seine Handlungsweise überhaupt ernst nehmen sollen, so bleibt uns nichts übrig, als in ihm einen fanatischen Pflichtmenschen zu sehen, der überdies die Zukunft so sicher zu erfassen glaubt wie sein Dichter die allwaltende „Idee". Unter diesem Gesichtspunkte wird uns sein Tun verständlich, wir geben zu, daß er von seinem Standpunkte aus nicht anders handeln konnte,

---

[1]) Vgl. B. IV, S. 358, Z. 25 ff.

doch wir werden die sittliche Berechtigung seiner Tat darum noch nicht anerkennen. Jeder andere würde indessen, vor eine solche Notwendigkeit gestellt, die Richtigkeit seiner Erkenntnis und Voraussicht in Zweifel ziehen; er würde eine solche Pflicht mit Recht ablehnen, wie König Ludwig im Gespräche mit Hebbel erklärte, daß er derselben nicht fähig gewesen sein würde. Aber der allwissende Dichter erwiderte lächelnd: „Und doch hätten Eure Majestät müssen, wenn Sie am Regiment gewesen wären!" [1])

Im historisch-philosophischen Drama liegt immer die Gefahr außerordentlich nahe, daß der Dichter seinen Menschen Motive leiht, die sie selbst nicht gehabt haben können, wenn wir nicht eine hellseherische Kenntnis der Zukunft bei ihnen voraussetzen wollen. Dem Dichter jedoch, der die Handlungen samt ihren Konsequenzen übersieht, ergeben sich diese als die ursprünglichen und natürlichen Motive. Doch selbst, wenn es ihm gelungen ist, diese Klippe zu vermeiden, so bleibt immer noch die große Schwierigkeit bestehen, Uebergänge in der Geschichte und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit zur Darstellung zu bringen, ohne aus den Menschen des Stückes blutlose Schemen zu machen, die eben Geschichtsphilosophie vortragen. Für den Literarhistoriker, der das betreffende Drama und die darin dargestellte Epoche sorgfältig studiert, genügen oft die leisesten

---

[1]) Vgl. B. IV, S. 391, Z. 14 ff. Münz, B., Hebbel als Denker. Wien und Leipzig 1906. S. 63 ff., bemerkt über Agnes Bernauer sehr zutreffend: „Nie und nimmer wird sich das Gefühl darein finden, daß es eine edle Frau um Gottes willen mit dem Leben büßen muß, daß sie der Stimme ihres Herzens folgte und ihre Bedenken aufgab, als der geliebte Mann auf das Recht der Individualität und die Pflichten, die sie ihm auferlege, pochte. Und der kühle abwägende Verstand sekundiert dem Gefühle, er lehnt sich dagegen auf, daß es in irgendeinem Falle für gerecht oder notwendig oder auch nur zulässig erachtet werden könne, daß der Zweck, vollends gar der noch nicht handgreifliche, der nur im Bereiche der Möglichkeit liegende Zweck an sich sittlich verwerfliche Mittel heiligt, in die heiligsten Rechte der Individualität um des allgemeinen Wohls willen mit Mörderhand eingegriffen wird."

Andeutungen, deren sich der Dichter vielleicht selbst kaum bewußt war, um die glänzendsten Ausführungen daran zu knüpfen. Doch der Durchschnittsleser ist weder in der Geschichte besonders bewandert, noch findet er die nötige Muße und Anregung, sich mit langen Kommentaren und Erläuterungen zu befassen, um sich das Verständnis eines Werkes zu erschließen. Aber auch wo alle diese Schwierigkeiten überwunden sind, wo es dem Dichter gelungen ist, die Bedeutung gewisser, anscheinend individueller Geschicke für die Entwicklung der Gattung klar darzulegen und dabei doch Menschen von wirklichem Fleisch und Blut zu schaffen, bleibt die Tatsache immer noch bestehen, daß uns nur das individuelle Schicksal der Charaktere wirklich fesselt. Das gilt sowohl von Agnes Bernauer als auch von Gyges und sein Ring, nach O. E. Lessing die Glanzpunkte in Hebbels künstlerischem Schaffen. In seinem Buch Grillparzer und das neue Drama stellt Lessing ein Programm für das Drama der Zukunft auf, und zwar ganz im Sinne Hebbels. Das neue Drama soll kollektivistisch sein, im individuellen Vergehen das Wachstum der Gattung aufzeigen, das Verhältnis des einzelnen zur Idee von allen Seiten beleuchten, im Zuschauer das Gefühl erwecken, daß er eine Phase im steten Vorwärtsschreiten der Menschheit mit erlebt hat, es soll die naturwissenschaftlich begründete Weltanschauung Darwins und Spencers zur Darstellung bringen u. s. w. [1])

Ein kollektivistisches Drama, welches allen diesen Anforderungen Genüge leisten wollte, müßte sich fast ausschließlich an den Verstand wenden; das Gefühl müßte dabei unbedingt zu kurz kommen, jedenfalls würden die kollektivistischen Ausführungen für dasselbe ohne Wert sein, aus dem einfachen Grunde, daß wir kein eigentliches Kollektivbewußtsein besitzen. Unser Gattungsbewußtsein ist durchaus ein Resultat der Reflexion; es macht sich nur zuzeiten

---

[1]) Vgl. Lessing, O. E., Grillparzer und das neue Drama. München und Leipzig 1905. S. 163.

geltend, wenn wir ganz besonders daran erinnert werden, daß wir Mitglieder der Gattung sind, und zieht dann auch unser Gefühlsleben in Mitleidenschaft. Es überspringt den Raum verhältnismäßig leicht, schwerer aber die Zeit, besonders wo es sich um die ferne Vergangenheit handelt. Der Ausblick in die Zukunft besitzt gewisse Gefühlswerte, die dem Rückblick in die Vergangenheit mangeln, wohlbemerkt: soweit die Entwicklung der Gattung in Betracht kommt. Was bedeutet es zum Beispiel für unser Gefühl, daß die römische Weltherrschaft der Ausbreitung des Christentums die Wege ebnete; daß die Kirche während des langsamen Verfalls des Römischen Reiches Zeit fand, sich zu befestigen, was in einem innerlich gesunden, dem Christentum feindlichen Staate nicht hätte geschehen können; daß die Kreuzzüge dem Handel mit dem Orient einen ungeheuern Aufschwung gaben und daß das hieraus resultierende Bestreben, neue Seewege nach dem Orient zu finden, zur Entdeckung Amerikas führte? Und es sollte die Aufgabe des dramatischen Dichters sein, solche Erkenntnisse in seinen Werken zu vermitteln, eine derartige Erkenntnis zu der das betreffende Drama beherrschenden Idee zu machen? Wenn der Dichter zur Perspektive seines Dramas macht, was ihm im Retrospekt als die Bedeutung gewisser Ereignisse klar geworden ist, so liegt darin ein Vorzug, kein Fehler; das Maßgebendste und Wichtigste am Ganzen ist es aber nicht. Auch ist damit nicht etwa besagt, ein Drama müsse so beschaffen sein, daß es der Auslegung überhaupt nicht bedarf. Aber es muß derselben entbehren können, ohne dadurch den größten Teil seines Eindrucks auf den Leser oder Zuschauer einzubüßen. Es bleibt immer noch genug zu erläutern bei jedem Kunstwerk, das diesen Namen wirklich verdient. Die Arbeit des Forschers und Auslegers behält sogar dann noch ihren Wert, wenn diese aus eigenem Vermögen weit über die Absichten des Dichters hinausgegangen sind und eigentlich ein Neues geschaffen haben, zu dem in dem betreffenden Werke nur die Keime vorhanden waren. Doch wenn ein Drama überhaupt

nur der Reflexion zugänglich ist, so ist sein Wert ein höchst beschränkter. Grillparzer stellt die Forderung: „Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar, und doch schon für das bloße Beschauen etwas, und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas schafft, das der gemein-menschlichen Fassungskraft nichts ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem in poetischer Einkleidung gelöst, aber er hat kein Kunstwerk gebildet." Wie steht es aber in dieser Beziehung mit dem kollektivistischen Drama?

Möglich, daß ein zukünftiges Geschlecht nicht nur kollektivistisch denken, sondern auch kollektivistisch fühlen lernt, daß es sich mit dem Untergang des Individuums aussöhnt und in demselben durch den Fortschritt der Gattung gehoben fühlt, möglich, daß der Gedanke, auch ein Mensch zu sein, schon jetzt für manchen das einzige ist, woraus er ein Gefühl persönlicher Würde herleiten kann. Tausende verstecken sich schon jetzt hinter der Gattung und suchen die Ungerechtigkeiten, die sie dem Individuum zufügen, durch den Hinweis auf den Nutzen, der der Gattung daraus erwächst, zu rechtfertigen, obschon dieser Nutzen sicher nicht absichtlich von ihnen gestiftet wurde. Wir sind aber bis jetzt jedenfalls noch weit vom Kollektivismus entfernt, vielleicht nicht einmal auf dem Wege dahin. Es ist immer noch das individuelle Geschick, welches uns fesselt, und die Gattung ist für die meisten nichts als eine unklare Vorstellung. Das Wohl und Wehe der Gattung läßt ganz sicher kalt, wo es sich um die graue Vergangenheit handelt. Deshalb fühlen wir uns durchaus nicht mit dem Tode der Agnes Bernauer ausgesöhnt, und wenn Staatsrücksichten denselben zehnmal fordern; und die in Gyges und sein Ring eingeflochtene Geschichtsphilosophie hat keinerlei Gefühlswert für uns.

Die Kronprätendenten nimmt unter Ibsens Dramen aus der norwegischen Geschichte die erste Stelle ein, und das Werk ist gewiß in mehr als einer Hinsicht von univer-

seller Bedeutung; aber kollektivistisch ist es trotzdem nicht, wenn nicht etwa Haakons Königsgedanke, Norwegen zu einigen, es dazu macht; die Berechtigung der Idee wird in dem Stück auch nicht debattiert. Anscheinend bedeutet für den Kollektivisten jede Einigung, mit welchen Mitteln sie auch erzielt sei, immer ein Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Entwicklung. In König Ottokars Glück und Ende findet Lessing das erhebende, kollektivistische Moment zum Beispiel darin, daß durch den Untergang des Böhmenkönigs die Habsburgische Monarchie begründet wurde, die die Geschicke Oesterreichs so lange gelenkt hat. Nun gebe ich zu, daß wahrscheinlich eine absolute Notwendigkeit alles Geschehens herrscht; dann ist allerdings das Notwendige das Einzig-, und also auch das Bestmögliche. Das Bestmögliche überhaupt ist es darum aber noch nicht, und ich verdenke es keinem Tschechen, wenn er sich durch den Untergang Ottokars durchaus nicht erhoben, sondern bedrückt fühlt; der Arme hat eben noch nicht gelernt, kollektivistisch zu denken, geschweige kollektivistisch zu fühlen. Es dürfte sogar ganz Unparteiische geben, die sich durch die Erhebung der Habsburger nicht besonders erhoben fühlen, wenn sie auf die Geschichte Oesterreichs unter den Habsburgern zurückblicken. [1]) Dieses Sichhinwegsetzen über individuelles Miß-

[1]) Hier ein Beispiel, wie man zu einem richtigen Schlusse gelangen kann bezüglich der Bedeutung eines Ereignisses und seiner Notwendigkeit. Hebbel deduziert: „Daß Frankreich selbständig bleiben, daß Gott ein Wunder tun mußte, um dies zu veranlassen: dies war nötig, weil von Frankreich die Revolution ausgehen sollte." Natürlich, wenn wir unbedingt eine französische Revolution mit einem Ludwig XVI. und einer Maria Antoinette haben wollen, so müssen wir auch das selbständige Frankreich beibehalten. Daß die Engländer, wenn es sein muß, auch einer Revolution fähig sind, das haben sie sicher bewiesen, ein Oliver Cromwell zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit einer gediegenen Basis für seine Operationen auf dem Festlande hätte nötigenfalls die Brandfackel der Revolution durch ganz Europa tragen können. Eines nur läßt sich mit Sicherheit sagen; hätte Frankreich seine Selbständigkeit an England verloren, so wäre der Gang der europäischen Geschichte ein anderer geworden. Alle solche Deduktionen besagen

geschick in dem Bewußtsein, daß es der Gattung zum Nutzen gereicht, ist im letzten Grunde auch nur ein Sichschlafenlegen in dem Glauben an das Fortschreiten der Menschheit; an Stelle des persönlichen Hausvaters über den Sternen tritt dabei ein unpersönlicher, der es zwar nicht mit dem Individuum, aber doch mit der Gattung gut meint und das Pflaster immer bereit hält. Ein solcher Glaube mag gut und heilsam sein, denn für die meisten ist es ein unerträglicher Gedanke, daß der Sinn des Lebens, soweit unsere Erkenntnis reicht, eben nur das Leben ist, und sie würden dieses nicht ertragen können, wenn ihnen nicht irgendein bestimmtes Ziel vorschwebte, sei es nun die ewige Seligkeit oder die Seligkeit der Gattung, womöglich sogar beides. Vielleicht ist es auch eine gerechte Forderung, daß das neue Drama die evolutionistische Weltanschauung zur Darstellung bringe, wie das alte Drama die heidnische oder christliche. Die Aufgabe des neuen Dramas wäre dann aber eine ungleich schwierigere, da es sich nicht an den einzelnen als Individuum, sondern als Gattungsgeschöpf wenden müßte.

In den Kronprätendenten wendet sich Ibsen einzig und allein an das Individuum, und so verlockend die Gelegenheit war, seinen Lesern eine Phase in der Entwicklung der Gattung vorzuführen, so hat er sie doch unbenützt

---

nur, wie und warum ein Ding so und nicht anders geworden ist, wenn es hoch kommt, daß es mit unumgänglicher Notwendigkeit so werden mußte — hier dürften immerhin noch Zweifel gestattet sein —, was unter anderen Umständen aus unserer armen Welt geworden wäre, das wissen nur Friedrich Hebbel und der liebe Gott. Vgl. Tgb. II, S. 2064.

Inwieweit es Hebbel gelungen ist, seine kollektivistischen Anschauungen in seinen Dramen auch wirklich zur Darstellung zu bringen wie auch über die Berechtigung dieses Standpunktes, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. R. M. Werner findet: „In titanischer Kraft lehnt er (Hebbel) sich gegen die Gesamtheit auf, aber bescheiden beugt er sich vor dem Gesetze, das er in allem Irdischen erkennt.“ Seine Bescheidenheit bezieht sich wieder einmal auf ein Abstraktes; verdient sie aber auch wirklich besondere Erwähnung? Betreffs der kollektivistischen Ideen Hebbels führt Werner aus: „Er denkt sich einen Welt- und

vorübergehen lassen. Und trotzdem besteht eine große Aehnlichkeit zwischen Herzog Ernst und König Haakon. Auch der letztere bringt Opfer und fordert dieselben, wie schon gezeigt wurde; doch er bringt sie nicht dem Wohle Norwegens, sondern seinem Berufe, für seine Handlungen ist er persönlich verantwortlich, und die Beweggründe entspringen einzig und allein dem Bewußtsein, daß er zu seinem Werke berufen ist. Er würde dasselbe ebenso unentwegt ausführen, wenn es gälte, die gesamte Generation mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Dieses Drama wendet sich an das Gefühl und nicht an den Verstand, es zeigt uns die Berechtigung des Individuums, nicht die des Staates, deshalb wirkt es direkter als Agnes Bernauer; es bringt einen großen Uebergang in der Geschichte Norwegens zur Darstellung, und zwar ohne einer doppelten Handlung zu bedürfen, wie Gyges und sein Ring, in dem das psychologische Problem keinen Zusammenhang mit dem geschichtlichen besitzt als den, daß beide dem Charakter des Gyges entspringen.

Menschenzustand, der alles Individuelle aufgehoben hat, der nicht mehr Menschen, sondern nur noch eine Menschheit kennt und durch konsequente Durchführung des Kommunismus dahin geführt wird, den Menschen nur als Lebewesen, gleich dem Tiere, anzuerkennen. Damit wäre dann der Ring geschlossen, denn wie Hieram durch seine Religionsidee die Bewohner Thules, die ihm sind, was ihnen die Tiere, aus der tiefsten Kulturstufe zur Menschheit hinüberführt, würde nun umgekehrt das Zurücksinken in diese Tiergleichheit das Ende sein." Vgl. W. XII, S. XXXVI, und W. V, S. XXV. Den Kreis zu schließen war bekanntlich Hebbels Lieblingsidee! Wir können hinzusetzen: Hebbel denkt sich die Sache so, daß man Kindesmörderinnen belohnt, die Kinder der Armen von Staats wegen tötet, die Leichen der lieben Angehörigen beim Leichenschmause verzehrt u. s. w. Das ist es, was Hebbel vorschwebte, aber ein verlockendes Bild dürfte es kaum zu nennen sein. Die Methode dürfte sich jedoch als probates Mittel gegen manches soziale Uebel erweisen, doch vorläufig wollen wir Gott danken, daß der Hebbelsche Kollektivismus noch unterwegs ist.

Eckelmann sagt: „Die zweite (Periode) beginnt mit Herodes und Mariamne und umfaßt alles Spätere. Aus der zertrümmerten Welt steigt die neue, welche darin schlummerte, sichtbar hervor." — Es gehört etwas

Auch hatte das Ibsensche Stück zur Zeit, da es erschien, mindestens ebensoviel Gegenwartsgehalt wie Hebbels Drama.[1])

Die Tendenz der Agnes Bernauer war den Strömungen der Zeit direkt entgegengesetzt, wie sich der Dichter sehr

---

guter Wille dazu, diese neue Welt auch wirklich zu sehen. — Weiter stellt er nach Hebbels Aussprüchen ganz folgerichtig vier verschiedene Arten des tragischen Konflikts zusammen. „Der innere Kampf des Individuums, das Individuum im Gegensatz zum Individuum, das Individuum im Zusammenstoß mit der Gesamtheit, der Widerstreit der Totalitäten untereinander." Vgl. Eckelmann, loc. cit. S. 35 u. 40. Unter letzteren sind die verschiedenen Nationalitäten zu verstehen. Wie sich der Widerstreit der Nationen untereinander in den Rahmen des Dramas fügen kann, ohne den dramatischen Charakter desselben aufzuheben, ist mir leider nicht begreiflich. Schade, daß Hebbel nicht noch ein bißchen weiter philosophiert hat, sonst wäre er vielleicht darauf verfallen, ein Zukunftsdrama zu entwickeln, in dem die Berechtigung der einzelnen Planeten untereinander erörtert wird. Friedmann hält dafür, in Agnes Bernauer, „die eine Anklage gegen die Tyrannei der Staatsgewalt hätte sein sollen", habe sich Hebbel, „wie leider auch schon sonst, verleiten lassen, sich in subtilen Reflexionen zu ergehen, wodurch er die künstlerischen Effekte, die tiefe Wirkung, die ästhetische Vollkommenheit aus den Augen verlor. Die Reflexionen sind Hebbels Schwäche und Kraft zugleich, sie haben seinen Schöpfungen einerseits zwar einen psychologischen, einen hohen moralischen Sinn gegeben, andererseits jedoch ihnen die künstlerische Naivität, die unmittelbare Frische genommen, wie sie ein aus einem Gusse geschaffenes Werk nötig hat." Vgl. Friedmann, op. cit. I, S. 184 f. Anders Dr. Ernst Gnad: „Da aber diese Beziehung zum großen Weltgeschick bei seinen dramatischen Personen nicht immer klar vor Augen tritt, so bekommen sie etwas psychologisch Ausgeklügeltes und Geschraubtes; sie handeln gern aus Antrieben, die sich schwer aus ihrem wirklichen Wesen erklären, die sich in mystische Dämmerung verlieren, als ob ein dunkler Naturgeist durch sie tätig würde und in das bewußte Leben geheimnisvoll eingreife. Hier erinnert Hebbel an Ibsen, der auch gern die Motive seiner handelnden Personen auf mystische Elemente zurückführt." Vgl. Gnad, Dr. Ernst, Hebbel und die Nibelungen, AZg. B. 1893, Nr. 172/3 (der aber keine graue Theorie gesponnen hat, um seine Methode als die alleinseligmachende darzulegen). Landsberg erklärt, die Entwicklung der Menschheit lasse sich nur im historisch-mythologischen Drama darstellen. Vgl. Landsberg, loc. cit. S. 42 f.

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 53.

wohl bewußt war.[1]) Hatte man Hebbel nach seinen ersten Werken als Individualisten und Revolutionär verurteilt, so wurde er jetzt als Reaktionär angegriffen. Wenn auch nicht Reaktion, so doch Widerspruch gegen die wahnsinnige Emanzipationssucht der Zeit hat Hebbel auch sicher in seiner Stellung zum Staat versus Individuum beeinflußt. Das gibt er sogar selbst zu; in einem Briefe vom 13. Juni 1853 an Gervinus bekennt er: „Aber wohl mag mich die wahnsinnige Emanzipationssucht, die sich in unseren Tagen bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig äußert, verführt haben, das Gesetz zu scharf zu betonen, und ich hoffe noch einige Mittellinien zu finden."[2]) Hebbel erkannte theoretisch die Berechtigung der Gesellschaft von Hause aus an, obgleich er sich ihr am Anfange seines Schaffens nicht gerade freundlich gegenüberstellte; doch in dem Maße, in dem er sich selbst einen Platz in dieser Gesellschaft eroberte, wurde er

---

Auf den wunden Punkt in Agnes Bernauer hat Otto Ludwig in folgendem hingewiesen: „Agnes Bernauerin von Hebbel. Das Stück, welches unter allen Hebbelschen Stücken den schwächsten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich glaube, die schlimmste Eigenschaft eines dramatischen Werkes ist, wenn es kalt läßt. Diese besitzt dies Stück in hohem Grade. Hebbel hat zu zeigen alle Mühe aufgewandt, daß sein Ernst das Schreckliche glaubt tun zu müssen und daß er's ungern tut. Das erste ist ihm doch nicht ganz gelungen; wenn es aber auch ihm gelungen wäre, was wäre ihm nun damit gelungen? Ist es die Aufgabe der Tragödie, unserem Verstande zu erklären, was unserem Verstande wehe tut, was unserer Sinnlichkeit gleichgültig bleibt? Seine Behandlung fordert von unseren Kräften nur den Verstand auf. Wir fühlen uns höchstens geneigt, mit seinem Ernst über die Verständigkeit seiner Gründe verständig zu disputieren. Ich denke aber, wir sollten fühlen. Wir sollten mit Personen, für die wir aufs wärmste zu interessieren uns gezwungen fühlen, ihre Leiden leiden, ihre Hoffnungen hoffen, für sie fürchten und zuletzt, wenn unsere Furcht sich realisiert hat, mit süßem Schauder die Notwendigkeit des Vernünftigen verklärend über dem Schmerze der Leiche schweben sehen. Goethe hat recht, wenn er den Verstand in die Tragödie nur in Nebenpartien entrieren lassen will." Vgl. Ludwig, O., Shakespeare-Studien, herausgegeben von M. Heydrich, 2. Aufl., Halle 1901, S. 67 f.

[1]) Vgl. B. IV, S. 333, Z. 22 ff. [2]) Vgl. B. V, S. 107, Z. 3 ff.

zu ihrem Verteidiger, wenn er sich auch nie mit dem Bestehenden persönlich ganz aussöhnte.

Ibsen machte, wenigstens soweit seine Dramen in Betracht kommen, die umgekehrte Entwicklung durch. Zwar ist sein Erstlingswerk schon eine vernichtende Anklage gegen den Staat und die Gesellschaft, doch im weiteren Verlaufe seines Schaffens nahm er vorerst eine neutrale Stellung ein, aus der er jedoch plötzlich zum Angriff überging.

Und zwar zuerst in der Komödie der Liebe, in der Garde jedoch nur eine Satire auf die Verliebtheit sieht.[1]) Daß Ibsen nicht etwa an der Möglichkeit alles überwindender, alles überdauernder Liebe zweifelte, hat er in seinen Dramen genugsam bewiesen; doch er war wohl überzeugt, daß derartige Liebe zu den Seltenheiten gehört. Von dem Angriff auf eine der wichtigsten Seiten des Gesellschaftslebens ging er dann im Brand zum Angriff auf die den Staat vertretende Kirche und auf den Staat selbst über; in seinen sozialen Dramen richtet sich die Spitze seines Hasses gegen die Gesellschaft im allgemeinen, gegen den Staat und gegen die politischen Parteien und ihr Treiben. Zahlreich sind die gegen den Staat gerichteten Aeußerungen in seinen Briefen. Ibsen findet: „Es liegt absolut keine vernünftige Notwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums ... Der Staat muß weg! Bei der Revolution mache ich auch mit!" „Des Staates Untergang würde unseren Völkern als das Schlimmste erscheinen, aber eines Staates Untergang kann nicht Gegenstand der Trauer sein." Rom bezeichnete er als „die einzige friedsame Stätte in Europa, die einzige Stätte, die wahre Freiheit genoß, die Freiheit von der politischen Freiheitstyrannei; denn die Liberalisten sind die ärgsten Feinde der Freiheit." Ueber die Politik sagte er: „Doch ich bin ja freilich ein Heide auch auf politischem Gebiet; ich glaube nicht an die be-

---

[1]) Vgl. Garde, A., Der Grundgedanke von Henrik Ibsens Dichtung. Leipzig 1898. S. 18.

freiende Macht der Politik, und auch der Uneigennützigkeit und dem guten Willen der Machthaber traue ich nicht sehr." [1])

„Ginge es nach mir, so müßten bei uns alle die Unprivilegierten sich zusammentun und eine starke, resolute Partei von Draufgängern gründen, deren Programm ausschließlich auf praktische und produktive Reformen, auf sehr ausgedehnte Erweiterung des Stimmrechtes, eine Regulierung der Stellung der Frau, die Befreiung des Volksunterrichts von allerhand mittelalterlichem Kram u. s. w. gerichtet wäre." Das heißt allerdings den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen! Dabei bezog der Dichter eine für das kleine Norwegen nicht unbedeutende jährliche Pension vom Staate, legte seine Ersparnisse in Staatspapieren an, suchte für seinen Sohn eine Anstellung im Staatsdienst und dergleichen. Darin liegt zwar keine Inkonsequenz, sondern nur ein Sichabfinden mit dem Bestehenden; aber wie sich der Dichter den Zustand der menschlichen Gesellschaft ohne die staatliche Organisation gedacht hat, wäre interessant zu wissen. Er sagt zwar: „Untergrabt den Staatsbegriff, stellt Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für das Bündnis einzig Entscheidende auf — das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist! Ein Wechsel der Regierungsformen ist weiter nichts als eine Pusselei mit Graden — ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger — Torheit alles zusammen!" [1])

Ibsen hat die Entstehungsursachen, die Lebensbedingungen, die Aufgabe und Berechtigung des Staates nie so recht erfaßt. Jeder zivilisierte Mensch findet bei seinem Eintritt ins Leben den Staat bereits vor, und wenn er überhaupt denken kann, so kann er sich den Staat nicht wohl wegdenken; er müßte denn ein auch optimistischer Visionär sein, der wie Ibsen erhofft, daß in einem Zustande völliger Freiheit auch die gegenwärtige Unvollkommenheit der Menschen verschwinden würde oder daß der einzelne gänzlich unabhängig von der übrigen Menschheit sich entwickeln kann. Wie wir

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 45, 155, 159, 160, 183.

aus der zuletzt angeführten Aeußerung Ibsens entnehmen können, glaubte er das letztere selbst nicht einmal. Der Staat ist gerade dasjenige Mittel, durch das sich das große Individuum bei der Masse des Volkes Geltung verschafft. Durch ihn übermittelt es der schwerfälligen Menge die höhere sittliche Erkenntnis und die sonstigen Errungenschaften, und gerade dadurch leben dieselben weiter und erhalten bleibenden Wert. Der Staat ist notwendig für den Fortschritt der Gesamtheit, aber es ist doch sehr die Frage, ob uns diese Erwägung ermöglicht, den Umstand erhebend zu finden, daß das große Individuum, und zwar am häufigsten an dem Widerstande und der Unfähigkeit der vielen, oder auch, da es wohl groß, aber nicht das größte Individuum der Epoche in der betreffenden Arena ist, zugrunde geht, an dem besseren Teile seines Selbstes zugrunde geht, während die Alltagsmenschen, die Gattung, zu deren Besten das Opfer gefordert wird, keinerlei Gefahr laufen. Je mehr aber ein Individuum sich seines persönlichen Wertes bewußt ist, je höher die Entwicklungsstufe, die es einnimmt, je selbständiger und ursprünglicher es in seinem Denken und Empfinden ist, desto mehr empfindet es den Staat als einen Zwang. Es findet sich durch denselben in seiner Entwicklung gehindert anstatt gefördert, denn aller Fortschritt geht vom Individuum aus, nicht von der Gesamtheit, deren Bedürfnissen der Staat in erster Linie Rechnung tragen muß. Und zwar sind es vor allem die materiellen Zustände, deren Ordnung und Regelung die Aufgabe des Staates ist, deren Entwicklung ihm besonders am Herzen liegt und liegen muß. Erst an zweiter Stelle kommen für ihn die geistigen Werte in Betracht. Auch ist der Staat als solcher nicht kulturspendend, sondern nur vermittelnd; er macht die geistigen Errungenschaften der hervorragenden Individuen auf allen Gebieten der Gesamtheit zugänglich, nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern dem Begriffsvermögen und den sittlichen Fähigkeiten der Menge angepaßt. Deshalb übt er auf das große Individuum, besonders auf das eigentliche Genie, einen

Zwang aus, denn dieses steht bereits auf einer überlegenen Kulturstufe. Einem Wandel in den sittlichen Begriffen gegenüber verhält sich der Staat immer besonders ablehnend, notwendigerweise um so mehr, wenn die materiellen Zustände durch denselben wesentlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Daraus ist dem Staate kein Vorwurf zu machen; es ist sein Verhängnis, nicht seine Schuld, was dieses Verhalten veranlaßt. Einmal hat der Staat mit dem Beharrungsvermögen der Menge zu rechnen, zum anderen sind sittliche Anschauungen ohne die ihnen zugrunde liegende Erkenntnis ohne jeden Wert, ja es besteht in ihnen sogar eine positive Gefahr für die wahre Sittlichkeit. In dem Umstande, daß der Staat alle Individuen gleich behandelt, liegt ebenfalls eine Ungerechtigkeit; dieselbe ist unvermeidlich, was ihr jedoch den Stachel nicht nimmt. Denn der Mensch hat Wert als Individuum, als Persönlichkeit, sonst hat er überhaupt keinen. „Alle Nullen der Welt sind, was ihren Wert anbetrifft, gleich einer einzigen Null." Aber gerade der Wert und die Berechtigung der einzelnen Persönlichkeit als solche werden heutzutage vielfach angefochten, und man versucht den Menschen mit Gewalt zum Gattungswesen, zum Herdentier herabzudrücken. So wendet sich der Sozialismus zum Beispiel ausschließlich an die Gesamtheit und trägt nur den Bedürfnissen derselben Rechnung. Wenn aber das Individuum keinen Eigenwert hat, keine individuelle Existenzberechtigung besitzt, wenn sein Leben erst durch das Leben der Gattung einen Sinn und Zweck erhält, dann steht es schlimm um den Wert des Menschen und um Zweck und Ziel seines Lebens; denn der Begriff der Gattung ist schließlich nichts als eine Abstraktion, ebenso wie der Begriff vom Staate.

Dies scheint nach dem bisher Gesagten durchaus im Widerspruch mit den Anschauungen Hebbels, doch der Widerspruch ist in der Tat bereits in diesen Anschauungen enthalten. „Auf diesen Widerspruch baute sich die Tragödie Friedrich Hebbels auf. Sie offenbart den berechtigten Drang der Individuen, sich zu entfalten, wodurch sie freilich in

Pflichtverletzung und schwere Schuld verfallen, weswegen sie von dem Weltgesetz, von der ‚Idee', das ist von den rein menschlichen Reaktionen, die ihr Gebaren hervorruft, vernichtet werden."[1]) — „Die menschlichen Institutionen wollen den allgemeinen Menschen, der Mensch aber, wer und wie er sei, will sich individualisieren, ja ist individualisiert. Daher der Bruch."[2]) Und keine kollektivistische Tragödie vermag ihn aus der Welt zu schaffen. Hebbel war auch nicht im geringsten von dem steten Vorwärtsschreiten der Gattung überzeugt. Nach ihm hat „die Bestialität jetzt Handschuhe über die Tatzen gezogen! Das ist das Resultat der ganzen Weltgeschichte,"[3]) und „die Ausübung der Gerechtigkeit in ihrer seit Jahrtausenden bestehenden Gestalt ist die stete Anhäufung von Blutschuld auf unserem Geschlecht."[4]) „Das Strafrecht ist durchaus nur aus dem Selbsterhaltungstrieb der Gesellschaft abzuleiten. Die Gesellschaft tötet den Verbrecher, um ihn zu verhindern, das Böse, was er möglicherweise noch verüben könne, wirklich zu verüben, und fragt nicht danach, daß sie so auf jeden Fall das Gute, das sich doch auch möglicherweise noch aus ihm entwickeln könnte, erstickt. Freilich kann sie nicht anders."[5]) Aber indem die Gesellschaft den Verbrecher zum Tode verurteilt, begeht sie ein größeres Verbrechen, als er gegen sie begangen.[6])

„Die Gesetze sind die Waffen privilegierter Räuber, derjenigen, die an den Raub nicht einmal nötig hatten die Haut zu setzen."[7]) Es ist nicht zu leugnen, daß Hebbel in seinem poetischen Schaffen stets den Blick auf das Ganze gerichtet hielt, doch war er keineswegs über Zweifel an dem Nutzen und der Berechtigung des Staates und der Gesellschaft erhaben, am wenigsten, als ihn Staat und Gesellschaft leer ausgehen ließen. Es ist ganz unverkennbar, daß seine eigenen Verhältnisse einen weitgehenden Einfluß auf den

---

[1]) Vgl. Lublinski, loc. cit. 4. B., S. 12. [2]) Vgl. Tgb. III, 4184. [3]) Vgl. Tgb. I, 842. [4]) Vgl. Tgb. II, 1902. [5]) Vgl. Tgb. II, 3222. [6]) Vgl. Tgb. I, 1683. [7]) Vgl. W. V, S. 96, Z. 9 ff.

Wandel seiner Anschauungen ausgeübt haben. Während der ersten Hamburger Periode erklärte er: „Gern gebe ich zu, daß Vaterlandsliebe die Basis der zur Zeit bestehenden Staaten ist und daß es, solange die gegenwärtige Einrichtung derselben bleibt, notwendig sein mag, sie zu predigen; allein es ist eine große Frage, ob nicht gerade das jetzige Staatssystem eines der größten Uebel ist, welche die Welt drücken, und ehe wir diese Frage mit Nein beantwortet haben, sind wir nicht befugt, die allerdings natürliche Liebe solcher zweideutiger Institutionen zu einer Pflicht zu erheben. Anders ist es freilich, wenn wir die Sache aus juristischem Gesichtspunkt betrachten."[1]) Das ist eine ganz andere Anschauung als die in Agnes Bernauer enthaltene. Noch zutreffender ist folgender, den Telegraphen-Aufsätzen entnommener Ausspruch: „Es ist schon ein Unglück, daß die menschliche Gesellschaft der auf nichts Ursprüngliches zurückzuführenden Form des Staates bedarf, denn die genialsten Richtungen und Entwicklungen der Individualitäten werden dadurch im Keime erdrückt, und es ist die Frage, ob die übrigbleibenden, die allerdings innerhalb der Wälle und Mauern besser wie sonst gegen Wind und Wetter geschützt sind, in ihrer fülle-reichsten Ausbeute für die zurückgehaltenen und zerquetschten Ersatz leisten."[2]) Der Pantragiker Hebbel deduziert: „Achilles ladet dadurch die Schuld auf sich, daß er, einer persönlichen Beleidigung Agamemnons wegen, das ganze Volk der Griechen, das im Vertrauen auf ihn vor Troja gezogen war, preisgibt."[3]) Doch der Mensch Hebbel sieht in der römischen Politik eine „tückische Wölfin" im Kampfe, mit welcher „viele edle Volksindividualitäten" zugrunde gegangen sind.[4]) Es kommen ihm auch manchmal Zweifel, ob unser Tun und Lassen auch wirklich für das große All bedeute, was wir uns gern glauben machen. „Ob das mathematische Verhältnis, das die Erde, dem Universum gegenüber, zum Sandkorn

---

[1]) Vgl. W. IX, S. 30, Z. 12 ff. [2]) Vgl. W. X, S. 370, Z. 11 ff. [3]) Vgl. W. V, S. 99, Z. 20. [4]) Vgl. W. X, S. 319, Z. 23 ff.

verschwinden läßt, nicht für alle Kategorien maßgebend ist, und ob wir uns nicht begnügen müssen zu sagen, daß alles, was bei uns geschieht und erscheint, dem Weltgesetz nie widersprechen kann, ohne hinzufügen zu dürfen, was wir gern hinzufügen, um uns ein wenig in die Höhe zu schrauben, daß es in uns auf eine bei dem Blick aufs Ganze irgendwie in Betracht kommende Weise aktiv wird?" [1]) Selbst wenn wir das Leben ernst nehmen, wie wir es sicher ernst nehmen müssen, so kommt nach Hebbel wenig dabei heraus, und zwar nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Gattung.

„Der Wesen letztes wird nicht mehr geboren,
Im Schoß der Mutter stirbt es, weltverloren!" [2])

Das ist die Erlösung, auf welche die Menschheit hoffen darf. Nichtsein! Und über die Gegenwart hilft man sich hinweg durch Schwelgen in pantheistischen Reflexionen.

„Nicht darf der Staub noch klagen,
Der glühend und bewußt
Die ganze Welt getragen
In einer engen Brust;
Worin ich mich versenke,
Das wird mit mir zum Eins,
Ich bin, wenn ich ihn denke,
Wie Gott, der Quell des Seins."

Das ist Friedrich Hebbel, wie er wirklich aussieht. Von der Gattung an sich hegte er keine allzu hohe Meinung. „Die Menschheit ist ein Kapital, das nie zu heben ist. Von Zeit zu Zeit fallen in einem bedeutenden Individuum die Zinsen." [3]) Wie er es möglich machte, sich an dem Untergange solcher Individuen zu erheben, einzig und allein, da er diesem nie zu hebenden Kapital dient, ist schwer zu begreifen.

Es sind die Bedeutung und der Gehalt einzelner großer Menschen, aus denen die Menschheit einzig und allein ihre Hoffnung auf ewiges Fortbestehen herleitet, doch leider gibt

[1]) Vgl. Tgb. III, 3914. [2]) Vgl. W. VII, S. 143. [3]) Vgl. Tgb. III, 5114.

es auch Menschen — mehr als genug —, deren Anspruch auf Unsterblichkeit sich einzig und allein auf den des ganzen Geschlechts gründet.[1]) Zur Entwicklung im ganzen und großen bedarf die Welt unbedingt der großen Individuen,[2]) und „das goldene Zeitalter der Freiheit wird durch nichts mehr zurückgehalten als dadurch, daß es für viele keins wäre. Denn in einer Zeit, wo die Individualität Geltung und Spielraum hat, wird auch von ihr etwas verlangt werden".[3]) Jedenfalls ist es kein Zeichen von Stärke, daß man es gegenwärtig vorzieht, sich auf die Gattung zu berufen, den Wert des Einzelwesens aus seiner Eigenschaft als Gattungsgeschöpf herzuleiten. Hebbel träumte von einem Letzten als Abschluß irdischer Dinge, einem Allergewaltigsten, „der die Summen vorübergerauschter Jahrtausende in seine Persönlichkeit zieht und sie der Menschheit, die nun einmal nicht aufsummieren kann, zu treuen Händen als Reinertrag ihres gesamten Haushalts übermacht".[4]) Also ein einziges großes, gewaltiges Individuum als der Endzweck der Existenz der Gattung. Demgegenüber erscheint Friedrich Nietzsche allerdings etwas verspätet. Bis an sein Lebensende hielt Hebbel daran fest, „daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen machte, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherren oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nahmen und mit den Zuständen und Anschauungen brachen, die sie vorfanden".[5]) Doch „wer leugnet den Egoismus? Worauf sollen die Radien eines Kreises zurückführen als auf den Mittelpunkt, der sie bindet, worauf sollen die Bestrebungen eines Individuums, das nur durch den Selbstzweck ein solches ist, abzielen als auf den Selbstgenuß? Da aber der dauernde Selbstgenuß unwandelbar an die Selbstentwicklung und die Selbstvervollkommnung geknüpft ist und auf jedem anderen Wege in Selbstzerstörung umschlägt, so führt dieser Egoismus eben auf die sittliche Grundwurzel der Welt zurück, und es stellt sich

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1108. [2]) Vgl. W. VI, S. 454. [3]) Vgl. Tgb. I, 1066. [4]) Vgl. B. I, S. 140. [5]) Vgl. Tgb. IV, 6187, Z. 32 ff.

als letztes heraus, daß man der Welt so weit am besten dient, als man sich selbst liebt".[1])

Ueber die Stellung des Genies zu seinen Zeitgenossen tat Hebbel folgenden durchaus richtigen Ausspruch: „Das Genie ist nur darum der Märtyrer seiner Zeit, weil es immer feindlich zu seiner Zeit steht; weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann; und weil sie nur Augen hat für das, was es ihr nimmt, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es anfangs ignoriert, dann geschmäht und verfolgt und immer verkannt wird, und der kann nie aufhören zu wirken, wenn die Menschen nicht aufhören, mehr in der Gegenwart als in der Zukunft zu leben, und anfangen, ihren noch ungeborenen Enkeln und Urenkeln ihr eigenes Dasein zu opfern, was sich so wenig erwarten als verlangen läßt."[2])

Also des durchaus zweckdienlichen Opfers im Interesse der Zukunft, für das Beste ihrer eigenen Nachkommen hält er die Menschen für unfähig — nicht einmal mit Recht —, und doch erwartet er, daß sie sich für eine Tragödie begeistern sollen, die „das Volk in seinem Verhältnis zu den wichtigsten Aufgaben sowohl seiner selbst wie der Menschheit überhaupt darstellt". An anderer Stelle spricht er von einer Tragödie, „die es nur mit dem reinen Menschen, dem Menschen an sich, in seiner zweifelhaften Stellung zu Gott und Natur, zu tun hat".[3]) „Der reine Mensch", „der Mensch an sich", ein metaphysisches Abstraktum als Held der Tragödie: wen überläuft es nicht kalt bei diesem Gedanken? Die zuletzt zitierte Aeußerung stammt aus dem Jahre 1839, aus einem der Telegraphen-Aufsätze, liegt also vor der Periode der Vollreife; aber in seinen Theorien von der Tragödie schwebte Hebbel immer im metaphysischen Dunstkreise, und wir müssen also wohl auch diese Aeußerung für vollwertige Münze annehmen. Bezeichnete er doch als Aufgabe der

---

[1]) Vgl. Tgb. IV, 5921. [2]) Vgl. Tgb. III, 3316, Z. 80 ff. [3]) Vgl. W. X, S. 366, Z. 1 ff.

dramatischen Kunst, zu vollbringen, wozu er der Philosophie die Fähigkeit rundweg absprach: nämlich die Welträtsel, wenn auch nicht zu lösen, so doch zu deuten.

In seinem Verhalten seinen Mitmenschen gegenüber war Hebbel unbedingter Individualist. Zwar respcktierte er in jedem den Menschen, aber freiwillig einem anderen zu weichen, einen anderen zu schonen, wenn er sich dadurch behindert fühlte, das ist ihm nie in den Sinn gekommen. Zuoberst steht immer die Forderung: „Hab Achtung vor deinem Selbst und höchste Achtung, jeglicher Mensch ist ein Spiegelbild der Welt.“ [1]) Daraus folgt Achtung vor anderen, aber bei Hebbel ist jeder immer sich selbst der Nächste und hat gar nicht einmal das Recht, auf andere Rücksicht zu nehmen, wenn es sich um seine eigene Persönlichkeit handelt. Deshalb „schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn es auch ein Mensch wäre, der dich liebt (und dessen Liebe du ohne Zögern angenommen und ausgenutzt hast, solange es deiner Entwicklung förderlich war, muß man zur besseren Würdigung hinzufügen), denn was dich vernichtet, kann keinen anderen fördern“.[2]) In Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz schob Hebbel Elise Lensing zur Seite, als sie seiner „Entwicklung“ im Wege stand. Es bestand aber kein anderer zwingender Grund für ihn, Elise Lensing aufzugeben, als der, sich freie Hand zu seiner Heirat mit Christine Enghaus zu verschaffen. Er wagt es selbst nicht einmal, sich auf eine unwiderstehliche Leidenschaft zu berufen,[3]) und diese Ehrlichkeit gegen sich selbst gereicht ihm zur höchsten Ehre, es war durchaus eine Vernunftheirat, in der er das einzige Mittel sah, seine materielle Zukunft sicherzustellen. Anläßlich Laubes Drama Monaldeschi tat Hebbel den Ausspruch: „Wenn ein glühendes Liebesleben dargestellt worden wäre, gleich gewaltig auf seiten des Mannes wie des Weibes und bloß geschlechtlich

---

[1]) Vgl. B. I, S. 168, Z. 25 ff. [2]) Vgl. Tgb. III, 3425. [3]) Vgl. Tgb. III, 3874, Z. 71 ff.

verschieden, daß der Mann seiner Natur nach über das Weib hinaus liebt und sich durch die Königin der Welt zu bemächtigen sucht, u. s. w." [1]) Hierin liegt ein gutes Stück Selbstbekenntnis; es war die gesellschaftliche Stellung, oder doch die gesicherte Existenz, die Hebbel über das Weib hinaus liebte. Welcher Art die geistigen Beziehungen zwischen „Nux" und „Pinscher" waren, läßt sich schwer feststellen. Die ziemlich umfangreiche Korrespondenz, die Hebbel mit seiner Frau geführt hat, handelt vorwiegend von materiellen Dingen: Banketts, Champagner, Auszeichnungen, Audienz bei hohen und höchsten Herrschaften u. s. w. Am anziehendsten sind noch die Schilderungen, teils von Menschen und Ereignissen, teils von Oertlichkeiten, die in diesen Briefen enthalten sind. Aber mit den Briefen an Elise Lensing verglichen erscheinen die an Christine Hebbel höchst unbedeutend. Ueber die ersteren sagt Bamberg mit Recht: „Die Briefe an Elise Lensing bilden in dieser Sammlung eine umfangreiche Gruppe für sich und gehören zu dem Schönsten, was Hebbel überhaupt geschrieben hat. Nur gedichtete Briefe könnten ihnen in bezug auf poetischen und ethischen Gehalt an die Seite gesetzt werden, während sie, unmittelbar aus den Lebenszuständen erzeugt, ihre Schönheit der Herbe des Geschicks abzuringen hatten. Selbst wenn diejenigen im Rechte wären, die sich, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Feindseligkeit, herausgenommen haben, Hebbels Verhältnis zu Elise zu verunglimpfen, würde der Schatz von Leid und Freud, von Zweifel und Ergebung, der hier niedergelegt ist, unangetastet bleiben und der Literatur einverleibt werden müssen." [2]) Das läßt sich von den Briefen an Christine Hebbel sicher nicht sagen. Ich habe selbst den Umstand zur Erklärung heranzuziehen gesucht, daß Hebbel nie auf längere Zeit von seiner Gattin getrennt lebte, doch das ist sicher nicht der Hauptgrund des Charakters der betreffenden Korrespondenz. Es liegt mir fern, das geistige

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 4189. [2]) Vgl. BW. 1. Band, S. 1.

Niveau Christine Hebbels irgendwie anzuzweifeln, aber so viel steht für mich fest: sie ist geistig ihrem Gatten nie so nahe gestanden als Elise Lensing.

Hebbel sprach sich im Fall Elise zwar nicht von aller Schuld frei, doch brachte er seine Selbstrechtfertigung glänzend zustande. Das kann uns nicht groß wundernehmen, wenn wir den folgenden Ausspruch in Erwägung ziehen: „Nur den Mord würd' ich entschuldigen, der dem Mörder so viel Jahre zulegte, als der Gemordete einbüßte!“ [1]) Rücksichtslose Selbstbehauptung ist ein Grundsatz, den Hebbel aufgestellt und in der realen Welt zur Richtschnur seines Handelns gemacht hat. Deshalb findet er auch: „Die größte Torheit ist's, gebeugt ins Leben einzutreten. Das Leben ist dem Widerstreit geweiht. Wir sollen uns aufrichten, so hoch wir können, und so lange, bis wir anstoßen.“ [2]) Daß er so bald und so oft anstieß, hat er immer als einen Fluch empfunden, in den er sich schickte, weil er sich schicken mußte, und er tat es nicht ohne eine gewisse Bitterkeit. So schrieb er noch im Jahre 1859, nachdem sich sein Geschick bereits durchaus freundlich gestaltet hatte, an Engländer: „Ich kam nur durch Resignation zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als Bett betrachten, begnügte mich aber allerdings, darin zu schlafen, und brachte mich nicht um, obgleich man mir Gift und Dolch mit hineingegeben hatte.“ [3])

Dieser Individualismus ist der Grundzug in Hebbels Charakter; doch er strebte sein ganzes Leben danach, sich über denselben zu erheben, was ihm indessen nie vollkommen gelungen ist. [4]) Der Dualismus, der Hebbels Weltanschauung beherrschte, war recht eigentlich der Kern seines Wesens und ist in folgender Bemerkung kurz und klar ausgesprochen: „Das Individuum existiert nur als solches, und wenn es sich selbst aufgibt, so ist sein Leben nur noch ein Sterben, ein unnatürliches und unnützes Hinwelken . . . Obgleich aber das

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 4283. [2]) Vgl. Tgb. I, 1830. [3]) Vgl. BW. 2. Band, S. 182. [4]) Vgl. Lublinski, loc. cit. IV, S. 31.

Individuum nur als solches existiert, hat es dennoch keine heiligere Pflicht, als zu versuchen, sich von sich selbst loszureißen, denn nur dadurch gelangt es zum Selbstbewußtsein, ja zum Selbstgefühl." [1]) Diese Entsagung, das Aufgehen in der „Idee", war sein Ideal, dem er sich jedoch nur hin und wieder auf wenige kurze Augenblicke zu nähern vermochte, wie er selbst bekennt. „Man hat Momente, wo man über die Schranken des Ichs so hinausgehoben ist, daß man in anderen nur sich selbst sieht, daß man ihnen ordentlich zunicken und sagen könnte: sieh, gefällst du dir jetzt auch in dieser Verkleidung? Aber sie sind die Seltensten der Seltenen." [2]) Doch konnte er auch recht unbarmherzig sein. Die wehmütigen Blicke eines armen Kerls, der so vermessen ist, zu ihm in den Wagen hineinzusteigen, und den Wagenschlag nicht zukriegen kann, erwidert er, anstatt ihm beizustehen, mit höchst kalten und gleichgültigen, da der Aermste durch seine Zigarre die in der weimarschen Hofluft verwöhnte Nase Hebbels beleidigt. [3])

Auch Ibsen hat es für die erste und unbedingte Pflicht eines jeden erklärt, seine eigene Individualität zu erhalten und auszubilden. Das Recht der Persönlichkeit ist durchaus unveräußerlich. Brand spricht es in folgenden Worten aus:

„Eins nur fordre ich als mein:
Platz, um ganz ich selbst zu sein.
Dieses ist Gesetz und Ordnung,
Dieses meine einz'ge Fordrung." [4])

Was nun immer der Individualismus Brands sonst noch sein mag, jedenfalls ist er ganz darauf gerichtet, die eigene Persönlichkeit durchzusetzen. Es ist der Wille zur Macht, der Brand trotz aller Entsagung beherrscht; er versucht seine Erkenntnis und seine Anschauungsweise aller Welt aufzuzwingen, ohne danach zu fragen, ob sie sich auch für die anderen eignet. Petsch zieht aus Brand den folgenden Schluß: „Jeder, der seinem Ideale treu bleibt, gerät in unheilbaren

1) Vgl. Tgb. I, 1510. 2) Vgl. Tgb. II, 3203. 3) Vgl. B. VI, S. 164, Z. 1 f. 4) Vgl. V. III, S. 61 (Akt II).

Konflikt mit der Majorität und geht daran zugrunde." [1]) Es ist aber nicht so sehr das Festhalten an seinem Ideale, was Brand zugrunde richtet; wir müßten es denn gerade als sein Ideal bezeichnen, die gesamte Menschheit in lauter Brands zu verwandeln. Es ist ihm ganz unmöglich, die Eigenart einer anderen Persönlichkeit zu erkennen und zu würdigen. Der Dichter hat allerdings Sorge getragen, daß Brand der einzige in dem Stück ist, der auf den Namen einer Persönlichkeit Anspruch erheben darf. Die unerschütterliche Ueberzeugung von der Uneigennützigkeit und der ethischen Berechtigung seiner Forderungen macht ihn blind für die Bedürfnisse, die Not und Schwäche seiner Mitmenschen. Indem er sich durch Entsagung und Loslösung vom Leben zur individuellen Freiheit durchringt, verneint er eigentlich die Welt; doch indem er in diese Welt hinaustritt und ihr dieselbe hehre Entsagung predigt, bejaht er sie, und so geht er an ihr zugrunde. Hebbel hat den Fall Brand schon einer treffenden Kritik unterzogen, ehe das Drama überhaupt existierte. „Es gibt keinen Menschen ohne Sünde," lesen wir in den Tagebüchern, „denn es darf keinen geben, er dürfte wenigstens nicht auf die Erde gesetzt werden, denn er würde für die übrigen keine Duldung haben; er würde ein Schwert sein, auf dem sie sich spießten." [2]) Dies trifft wörtlich auf Brand zu, nur daß der einzelne sich doch nur vorübergehend gegen die Allgemeinheit behaupten kann. Es ist aber ganz zwecklos und noch dazu unberechtigt, sich über die Lauheit und das Sonntagchristentum der trägen Masse zu ereifern. Die Masse ist vielleicht gar so träge nicht, doch muß sie sich eben einer ehernen Notwendigkeit beugen. Die konsequente Durchführung der Forderungen Brands, von der Gesamtheit ausgeübt, würde unfehlbar zur Vernichtung des Geschlechtes führen; oder aber, wenn es fortbestehen sollte, so würde gerade das geistige Element darüber zu-

---

[1]) Vgl. Petsch, R., Ibsens „Brand". Würzburg 1902. S. 19.
[2]) Vgl. Tgb. III, 4340.

grunde gehen. Der einzelne, der unter den Bedingungen unserer Kultur aufgewachsen, an allen Seiten von ihr umgeben ist, fortwährend direkt oder indirekt Nutzen aus ihr zieht und noch dazu mit besonderer Spannkraft des Geistes ausgerüstet ist, kann sich wohl über die materiellen Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grade erheben, er kann sein geistiges Ich durch Abkehr von der Welt läutern. Doch ein ganzes Geschlecht, und gar noch Geschlechter auf Geschlechter, die ihr Streben allein auf das geistige Leben richten wollten, würden gerade dadurch dasselbe vollkommen vernichten. Die Zurücksetzung der materiellen Wohlfahrt müßte zu einer Kulturverminderung führen, und das Geschlecht würde entweder langsam, aber unausbleiblich wieder in die Tierheit zurücksinken, oder es würde aussterben, wie ja auch zumeist der einzelne, der sich ein solches Ziel gesteckt hat, keine Nachkommen hinterläßt. Die Vollendung ist gleichbedeutend mit Auflösung, wie bei Hebbel, so bei Ibsen. Agnes bezahlt ihre Läuterung mit dem Leben. „Wer Jehova schaut, muß sterben." Bei Hebbel stirbt, wer sich selbst schaut, doch der Tod zeigt dem Menschen, was er ist.[1])

Der Wert des idealen Strebens wird dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt, daß nur wenige desselben fähig sind und sein können; doch eben darin liegt die Tragik der großen Menschen, der Vorkämpfer auf allen Gebieten, besonders aber auf dem ethischen, daß sie von der Masse zu leiden haben, möglicherweise von ihr vernichtet werden. Und trotzdem haben sie kein Recht, von ihrer Aufgabe abzustehen, denn „Begabung ist kein Recht, sie ist eine Pflicht".[2]) Um diese Pflicht, die Lebensaufgabe erfüllen zu können, muß

---

[1]) Vgl. Tgb. II, 2887, u. W. VII, S. 152. Petsch findet keine Grausamkeit in den Forderungen, die Brand an Agnes stellt. Vgl. loc. cit. S. 51. Dann käme aber der Mensch nur in diese Welt, um seine freiwillige Loslösung von derselben zu vollbringen. Es ist dies freilich Hebbels Theorie, oder richtiger eine Seite derselben, wie auch Ibsen die Welt sowohl bejaht als auch verneint.

[2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 103.

sich auch bei Ibsen der einzelne rücksichtslos zur Geltung bringen. Als Brandes, von allen Seiten angegriffen, dem Dichter seine Not klagte, schrieb ihm letzterer: „Was ich Ihnen vor allen Dingen wünschen möchte, ist ein richtiger Vollblutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten. Halten Sie dies nicht für ein Zeichen einer gewissen Brutalität in meiner Natur! Sie können ja doch Ihren Zeitgenossen auf keine bessere Weise nutzen als durch Ausmünzung des Metalls, das Sie in sich tragen. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt; ich habe es eigentlich nur als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen — und hätte man den Mut, es ganz und gar außer Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet." [1]) Ibsens ganzes Streben steht zwar im Dienste der Gattung, ist aber ausschließlich darauf gerichtet, die Menschen zu Persönlichkeiten zu erziehen, eine ganz unmögliche Aufgabe, soweit die Allgemeinheit in Betracht kommt. Trotz der kollektivistischen Tendenz, die in seinen Dramen zum Ausdruck gelangt, begründet er den Wert des einzelnen nicht durch dessen Zugehörigkeit zur Gattung und stellt auch nirgends die Forderung, daß der einzelne dem Interesse des Ganzen zu opfern sei. Bis an sein Lebensende hat er das Recht der Persönlichkeit bejaht und obenan gestellt. In weit höherem Grade als Hebbel war Ibsen ein Einsamer all sein Leben lang. In einer Rede aus dem Jahre 1898 erklärte er: „Hier habe ich mich zum erstenmal in einem Verein eingefunden, und dies ist also für mich etwas Neues. Ein Verein ist nun einmal nichts für mich. Und von einem gewissen Standpunkte aus könnte es scheinen, als ob ein Verein am allerwenigsten etwas sei, was sich für Schriftsteller eignet; denn gerade die müssen ja ihre eigenen wilden Wege gehen —

---

1) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 169.

ja solch wilde Wege, als sie nur irgend gehen wollen, wenn sie ihre Lebensaufgabe erfüllen sollen." [1]) Für Ibsen ist es immer der einzelne; der größte Erfolg verliert in seinen Augen allen Wert, wenn er lediglich durch das Zusammenwirken der organisierten Masse erzielt wird — oder auch nur scheinbar durch dieses Zusammenwirken allein erzielt worden ist —, wenn sich hinter demselben nicht eine große Persönlichkeit verbirgt. In dem berühmten und berüchtigten Ballonbrief aus dem Jahre 1870 lesen wir:

„Ja, in Wahrheit, das ist groß,
Gaffend steht die Welt zur Stund'; —
Doch ein ‚Aber' ringt sich los
Aus der Gaffer offnem Mund.
Zweifel birgt dies Wort im Schoße:
Ist es wirklich groß, dies Große?
Was ist's, was große Werke schafft? —
Nicht des Werkes große Folgen.
Stets nur eines Großen Kraft,
In des Werkes Geist verborgen." [2])

Ibsen beklagt den Mangel an Persönlichkeit, an unerschütterlicher Ueberzeugung, an großen Individuen als das größte Uebel der Zeit. Er bezeichnet es als einen großen Segen, in Georg Brandes eine ganze Persönlichkeit gefunden zu haben. [3]) Wie Hebbel die Cholera nicht fürchtete, da er noch ein Lebenswerk zu vollbringen hätte, so glaubte Ibsen bei einer Erkrankung Brandes' an keine Gefahr, da er letzteren für berufen hält, eine wichtige Rolle in den Geisteskämpfen der Zeit zu spielen. Als er zu hören bekommt, Brandes habe einen Verein gegründet, zieht er in Zweifel, ob dessen Position durch diese Maßregel gestärkt werde. Schon ein ganzes Jahrzehnt vor dem Erscheinen des Volksfeindes tat Ibsen den Ausspruch: „Mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste." In seiner Wertschätzung des großen Individuums steht er im schroffen Gegensatz zu den vorherrschenden Tendenzen unseres Zeitalters, welches das Heil

[1]) Vgl. V. X, S. 522. [2]) Vgl. V. IV, S. 387. [3]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 128 u. 164.

von der Masse, der Gattung erwartet, eine Anschauung, die in der Literatur am entschiedensten durch Leo Tolstoi vertreten ist.

Nur Enthusiasten, bei denen das Gefühl den Verstand bei weitem überwiegt, oder haltlose Phantasten, die die Beschaffenheit der menschlichen Natur, die unumgänglichen Gradunterschiede in der Entwicklung, die Unfähigkeit der Masse nicht begreifen, können sich dieser Hoffnung hingeben. Hiermit wird nicht etwa die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit in Abrede gestellt oder die altruistische Tendenz der Jetztzeit abgelehnt; nur wird die Entwicklung der Menschheit nach wie vor durch hervorragende einzelne ihre größte Förderung erfahren. Der Individualismus ist auch durchaus nicht notwendigerweise der Gegner des Altruismus, wie vielfach angenommen wird. Im Gegenteil: der wahrhafte Individualismus setzt die Anerkennung anderer Individuen voraus, und der Altruismus ist sein unerläßlicher Begleiter. Bei den nivellierenden Tendenzen unserer Zeit kommt sicher nicht viel heraus. In einem Briefe an Brandes klagt Ibsen: „Bei diesen ungemein löblichen Bestrebungen, unser Volk zu einer demokratischen Gesellschaft zu machen, ist man unversehens schon eine recht hübsche Strecke weit dahin gekommen, uns zu einer Plebejergesellschaft zu machen. Die Vornehmheit der Gesinnung scheint daheim in der Abnahme begriffen zu sein.“ [1]) Dieser Ausspruch hat überall Gültigkeit, wo ähnliche Tendenzen das öffentliche Leben beherrschen.

Axel Garde sucht darzutun, daß Ibsen sein ganzes Leben lang einzig und allein für das Recht der Persönlichkeit gekämpft habe, und Hans Landsberg bezeichnet gerade die letzten Dramen als extrem individualistisch.[2]) Andere, besonders E. Reich und E. Holm, finden, daß etwa von Rosmersholm an der Individualismus von Ibsen verneint worden sei. Die erstere Ansicht ist nach meiner Meinung die richtige, denn der Individualismus ist noch nicht verneint, wenn auch gezeigt wird, daß der Individualist daran zugrunde

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 307. [2]) Vgl. Landsberg, H., loc. cit. S. 101.

geht. Auch gibt es mehr als eine Art von Individualismus, und der Ibsens ist in seinen Zielen nie gattungsfeindlich gewesen. Richtig aber ist es, daß Ibsen den Individualismus als religiöses und soziales Prinzip aufgegeben hat. Ibsen predigt nie die Selbstherrlichkeit des Individuums der Gattung gegenüber, im Gegenteil: jeder soll der Gattung dienen, doch frei von allem äußerlichen Zwange, nicht in einer ihm von der Gesamtheit engherzig vorgeschriebenen Weise, sondern nach seiner eigenen Erkenntnis und mit all seinen Fähigkeiten und Kräften. Daß eine solche freiwillige Hingabe, eine derartige tiefere Erkenntnis, wie sie dieses Zusammenwirken voraussetzt, bei der großen Mehrzahl der Menschen nicht vorhanden oder doch nicht stark genug ist, das ist der Fehler in Ibsens Programm. Aber es verliert deshalb seinen Wert nicht, wenn es auch nicht möglich ist, ein Geschlecht von Königen heranzubilden, so werden doch auch die Adelsmenschen nie aussterben, und wenn auch jeder seinen eigenen Weg gehen muß, so wird doch Ibsens Streben für die Menschheit nicht verloren gehen. Sein Individualismus ist eigentlich seine Religion. Seine Ueberzeugung von der sittlichen Würde des einzelnen, von seiner Aufgabe, seinen Pflichten und seiner Verantwortung veranlaßten Ibsens Stellungnahme. Das Ziel, das er sich für sein Schaffen gesteckt, die Lebensaufgabe, an der er unentwegt gearbeitet, ist die Pflege des Persönlichen im Menschen. „Diese Pflege des Persönlichen bedingt den unbarmherzigen Kampf Ibsens gegen die von außen kommende, alles vergiftende Macht der konventionellen Lügen, den der Dichter in seinen frühesten Dramen, Komödie der Liebe, eröffnet und bis zu seinem letzten, Wenn wir Toten erwachen, mit einem Wagemut und mit einer Konsequenz unbestechlicher Wahrhaftigkeit durchgeführt hat, die etwas Herzerquickendes hat.“ [1])

Es würde zu weit führen, falls wir hier die verschiedenen

---

1) Vgl. Brausewetter, Arthur (Sewett), Ibsen und das religiöse Problem, AZg. B. 1903, Nr. 137/38.

Typen von Individualismus erörtern wollten, die Hebbel und Ibsen in ihren Dramen dargestellt haben; ganz mit Stillschweigen dürfen wir diese Gestalten indessen nicht übergehen. Trotz des kollektivistischen Grundtons seiner Weltanschauung hat Hebbel in seinem Holofernes einen Uebermenschen ganz im Sinne Nietzsches geschaffen. Zwar ist das Element der Reflexion im Charakter des Holofernes außerordentlich stark vertreten, doch besitzt er andererseits auch die brutale Gesundheit und Kraftfülle, „die Nietzsche in gewissen Perioden als Kennzeichen des Uebermenschen wollte". [1]) Auch steht er in seiner Moral gänzlich jenseits von Gut und Böse. „Was ist Sünde?" fragt er Judith, und sie bekennt schließlich: „Mir deucht, er hat recht, es gibt in der Welt nicht Bös und Gut, es gibt nur Groß und Klein!" Holofernes weiß nur von einer Sünde, nämlich dem, der größer ist, die schuldige Unterordnung zu verweigern. „Siehe, Judith, wenn ein Größerer vor mir stände, einer, von dem ich trotz meines inneren Grimmes mir sagen müßte: er ist mehr wie du, und diesen Größeren gäbe ein Zufall in meine Hand — ich schwör's bei meiner Seele — ich würde mich scheuen, ihm auch nur ein Haar zu krümmen, denn das ist die einzige Sünde, die ich kenne, daß das Kleine sich gegen das Große zu empören und die Welt um ihre Krone zu betrügen wagt." [2]) Diese Achtung vor dem Größeren ist auch Soemus zu eigen. Er sagt in bezug auf Herodes:

„Ich sah den Höhern immer schon in ihm
Und hob dem Waffenbruder seinen Schild,
Wenn er ihn fallen ließ, so willig auf,
Wie je dem König seinen Herrscherstab!
Die Krone wie das erste Weib: ich gönnte
Ihm beides, denn ich fühlte seinen Wert!"

Aber derselbe Soemus spricht auch:

„So groß ist keiner, daß er mich als Werkzeug
Gebrauchen darf!"

---

[1]) Vgl. Zeiß, K., Hebbel und Nietzsche, AZg. B. 1900, Nr. 212.
[2]) Vgl. W. I, Anhang, S. 396.

Es ist gleichfalls die Achtung vor dem Größeren, die Jarl Skule schließlich zur freiwilligen Unterordnung unter König Haakon veranlaßt; er erreicht nie die Gewißheit von der Legitimität des letzteren, wohl aber wird er durch Haakons großen Einheitsgedanken davon überzeugt, daß dieser der Größere, der von Gott Erkorene sei. Den Nietzscheschen Typus der brutalen Gesundheit und überströmenden Kraftfülle hat Ibsen auf der niedrigsten Stufe im Gutsbesitzer Ulfhejm (Wenn wir Toten erwachen) dargestellt. Dieser äußert auch am rücksichtslosesten seine Abneigung gegen alles Kranke, die jedoch schon im Puppenheim stark zum Ausdruck kommt. Ulfhejm jagt alles: „Adler und Wolf und Weibsleute, Elch und Renntier — wenn sie nur frisch und geil und vollblütig sind," aber „die Kranken und Elenden, die sollten doch dazusehen, daß sie unter die Erde kommen — je eher, desto besser". Im Puppenheim ist es der Kranke selbst, der rückenmarkleidende Doktor Rank, der auf Frau Lindes Bemerkung, daß es doch wohl zunächst die Kranken sind, die der Pflege bedürfen, erwidert: „Richtig! Da haben wir's. Es ist gerade diese Anschauungsweise, die aus der Gesellschaft ein Hospital macht." Auch Hilde Wangel (Baumeister Solneß) mit ihrem robusten Gewissen, die so gut begreifen kann, warum die von den Wikingern geraubten Weiber manchmal gar nicht wieder von diesen Gewaltmenschen fort wollten, ist ein Uebermensch im Sinne Nietzsches. Ihre Raubvogelnatur erkennt auch kein andres Recht an als das des Stärkeren. Bischof Nikolas (Kronprätendenten) steht zwar jenseits von Gut und Böse, doch ein Uebermensch à la Nietzsche ist er nicht, sondern vielmehr eine von jenen Gestalten, von denen Hebbel sagte, daß „das Bewußtsein, schon im Mutterleibe zu kurz gekommen zu sein, jene Gereiztheit allerdings erzeugen mag, welche bei irgendeiner kleinen Bosheit anfängt und in König Richards Blutdurst endigt".[1]) Bischof Nikolas stellt sich

[1]) Vgl. B. V, S. 62.

bewußt aus Schwäche über die Moral, er ist nicht ein Herrenmensch, der die Ueberzeugung von seinem Rechte aus dem Gefühl der überströmenden Kraft herleitet. Er erklärt, er befinde sich im Stande der Unschuld und kenne keinen Unterschied zwischen Gut und Böse; es gäbe überhaupt weder Gut noch Böse, weder Oben noch Unten, weder Hoch noch Niedrig, Kraft sei Recht. Der Sohn, der bei der Sintflut den Vater und die Mutter, Weib und Kinder in die Fluten stürzt, um sich das Leben noch eine ärmliche Stunde zu fristen, ist im Recht, denn er hat die Kraft, das ist die Saga der Weisheit, die Saga eines jeden weisen Mannes. Das Recht des Bischofs leitet sich aber gänzlich aus der Unkraft her, es besteht nur in Schärfe des Verstandes und erbarmungsloser Bosheit. Freilich ist die Schärfe des Verstandes auch eine Form von Kraft, weit mächtiger oft als überschäumende körperliche Kraftfülle. Am ansprechendsten unter dieser Klasse der Ibsenschen Menschen ist John Gabriel Borkman; auch für ihn besteht kein Unterschied zwischen Gut und Böse, doch es ist nicht Selbstsucht im gewöhnlichen Sinne, was ihn vorwärts treibt, sondern ein dämonisches Verlangen. Rebekka West, Hedda Gabler u. s. w. sind alles Typen des modernen Menschen, der die alte Sittlichkeit über Bord geworfen, aber nichts Neues gefunden hat, was er an deren Stelle setzen könnte, und der infolgedessen ohne jeden sittlichen Halt ist. Hjördis (Nordische Heerfahrt), die oft als Exempel angeführt wird, gehört nicht hierher; sie wurzelt in einem anderen, gänzlich in sich abgeschlossenen Anschauungskreise, der allerdings der Lehre vom modernen Uebermenschen ziemlich nahekommt. Das gilt auch von den Recken der Hebbelschen Nibelungen, in deren Darstellung der Dichter übrigens oft geradezu ins Groteske geraten ist. Wenn der Küchenmeister Rumolt sagt, daß er flugs den Koch in den Kessel stecke, wenn er letzteren nicht gut gefüllt finde, und mit dem Küchenjungen umrühre; wenn Hagen poltert, daß er kein Fleisch esse, das mittags nicht noch in der Haut gesteckt, und keinen Wein trinke außer

aus dem Horn, das er dem Auerstier erst nehmen muß u. s. w., so könnte man dies als Uebertreibungen gelten lassen, die dem Gebaren dieser Gestalten anhaften, ja es ist von diesem Standpunkte sogar durchaus einwandfrei. Schlimmer wird es, wenn Brunhild Gunther mit ausgestrecktem Arm weit in den Rhein hinaus hält. Wo es sich aber um die Schilderung von Siegfrieds Abenteuern handelt, gewinnt die Sache schon einen stark komischen Anstrich. So wirft er den Stein durch die Mauer — wohl bemerkt: dies ist alles heiliger Ernst und wörtlich zu nehmen —, so daß die ganze Burg erzittert und das Wasser des Rheinstroms, in den der Stein fällt, himmelhoch aufspritzt. Durch all das Fleisch und die gewaltigen Knochen des Drachen haut er sich wie durch ein felsiges Gebirge allmählich bis an die Höhle durch. Seine Mutter weint beim Abschiede, als ob alles Wasser der Welt den Weg durch ihre Augen nehme. Welch ein rührendes Bild![1])

Ihrer Stellung zum Individuum entsprechend, hatten beide, Hebbel und Ibsen, eine geringe Meinung von den Fähigkeiten der Masse. In einer allerdings besonders pessimisti-

---

[1]) Vgl. Meinck, loc. cit. S. 53 ff. Weitbrecht, Carl, Die Nibelungen im modernen Drama, Zürich 1892, S. 22, findet: „So viel Markiges namentlich Hebbel, stellenweise auch andere, ihren Charakteren zu leihen gewußt haben, sie bewegen sich doch noch auf einer Grenzlinie, wo Siegfried in Gefahr ist, zum prahlerischen Schwätzer, Hagen zum mißgünstigen Neidhammel zu werden, wo Brunhild zum ansäuerlichen Mannweib wird — Gunther bleibt ohnedies fast immer mehr oder weniger ein Lump.“ Diese Charaktereigenschaften scheinen also den Nibelungen als Erbfehler anzuhaften. Gnad, loc. cit. sagt: „In solchen Stellen haben wir das ganze Hebbelsche Pathos, den geschraubten Kehllaut, mit dem seine Gestalten sich gern selbst zu überschreien pflegen, aber im Munde der Nibelungenhelden klingt er fast natürlich wie der tiefe Brustton gewaltiger und übermenschlicher Persönlichkeiten.“ Betreffs der übersittlichen Charaktere Ibsens hat Volkelt zu rügen, daß der Dichter Partei für sie ergreife. Vgl. op. cit. S. 172. — Das ist allerdings bis zu einem gewissen Grade der Fall, nur ist nicht zu vergessen, daß Ibsen rohe Selbstsucht und Zügellosigkeit überall verneint. Auch Hebbel steht oft entschieden auf der Seite der übersittlichen Charaktere in seinen Dramen, wie schon gezeigt worden.

schen Stimmung schreibt Hebbel an Elise: „Unbeschreiblich ist meine Verachtung der Masse, und so gerecht, daß ich nichts dabei riskiere, sie in diesem wenig objektiven Augenblick auszusprechen. Da krabbelt dieser geistige Pöbel die Liliputaner Turmleiter, die er Wissenschaft nennt, mit Schneckenfüßen, die noch dazu gichtbrüchig sind, hinan und hält jeden Zoll, den er zurücklegt, für eine Meile, weil er nach seiner Mühe mißt und nicht nach der Länge; sieht er dann über sich in ungemessener Ferne den Adler schweben, so denkt er: du bist freilich nicht völlig so hoch gedrungen wie der da, aber (hierbei streichelt er die Leiter) du stehst, und auf Holz, und er hat nichts unter sich als Luft und nichts über sich als höchstens Wolken; unleugbar bist du im Vorteil. Er könnte noch hinzusetzen: Fällst du, so fällst du jedenfalls nicht hoch und immer auf den Hintern, also aus dem Stehen ins Sitzen hinein, Aussichten sondergleichen!“ [1]) Wie leicht aus der Aeußerung ersichtlich, richtet sich die Spitze derselben gegen die gebildeten Klassen, der „geistige Pöbel“ erschien Hebbel in der Tat noch weit verächtlicher als die rohe, ungebildete Masse des Volkes, obschon er auch diese sehr niedrig einschätzt. Es ist „das Unterscheidendste der jetzigen Zeit gegen die frühere, daß jetzt nur die Masse und ehemals nur der bedeutende einzelne lebte“. [2]) Dies ist ein Unglück, denn „die Masse macht keine Fortschritte“. [3]) „Wenn ein großer Mann eine Rede gehalten und darin bewiesen hat, daß Janhagel ein Mensch sei, so spannt Janhagel sich anstatt der Pferde vor den Wagen und beweist dadurch das Gegenteil.“ [4]) Das erwachende Unabhängigkeitsgefühl bezeichnete Hebbel als erst ein Gelüste und rät, dasselbe durch scheinbare Zugeständnisse zu befriedigen. [5]) „Die Geschichte mündet doch eigentlich nur in die Individuen, wie sie von ihnen ausgeht. Die Masse zieht davon, ob ein Stadium zurückgelegt ist oder nicht, keinen

---

[1]) Vgl. B. I, S. 128, Z. 27 ff. [2]) Vgl. Tgb. I, 46. [3]) Vgl. ibid. 1206. [4]) Vgl. ibid. 390. [5]) Vgl. ibid. 1326.

oder doch nicht den rechten Vorteil." [1]) „Man hat zuweilen inmitten der blöden Menschenmasse das Gefühl, als ob man das letzte Asyl des Weltgeistes wäre, als ob er sich aber auch in einem nur erhinge." [2]) Dem Großen und Größten steht die Menge notwendigerweise verständnislos gegenüber, sie verkennt ihn gänzlich und macht ihn zum Zerrbild.

„Was der Größte sich denkt? Dies denkt er: Hole der Teufel
Euer ganzes Geschlecht, wenn ich das bin, was ihr glaubt!"

Und doch existiert das Gute nur in der Gattung, das Böse nur in den Individuen,[3]) d. h. wenn wir die Welt sub specie aeternitatis betrachten. Ueber Volksszenen bemerkt Hebbel: „Die Erbärmlichkeit des Volkes wirkt tragisch, weil es wie losgetrennt vom allgemeinen Nexus erscheint, gleichsam als wüßte es nicht, daß die Erde es trägt und nährt." [4]) Selbstverständlich ist das Verlangen nach Gleichheit ein unberechtigtes. „Worin aber besteht die sogenannte Anmaßung des höheren Individuums gegen das geringere? In einem Gefühl des natürlichen Verhältnisses! Warum verlangt das geringere Anerkennung der Parität? Weil natürlich der Korporal gewinnt, was der General verliert. Warum kann das Höhere nicht darauf eingehen? Weil es lügen und heucheln müßte!" [5]) „Emanzipation des Gassenkots muß man nicht verlangen." [6]) „Die Masse hat zu allen Zeiten die hervorragendsten Geister verlockt, ja gezwungen, aus ihren Erlösern ihre Tyrannen zu werden." [7])

Der Kampf zwischen den großen Individuen und der Masse ist auch wieder einer jener Fälle, wo alle im Recht sind. „Die Halbwesen und Unwesen befehden die Höheren mit Recht, weil sie ihre Feinde sind; die Höheren suchen sie aber auch mit ebenso großem Recht zu vertilgen. Die Kraft- und die Mischungsverhältnisse sind entscheidend für die Individualität; wer aber mit Affen- oder Fischaugen das

---

[1]) Vgl. Tgb. II, 3048. [2]) Vgl. Tgb. III, 3576. [3]) Vgl. W. VI, S. 342 (Der Größte). Vgl. Tgb. IV, 5843. [4]) Vgl. Tgb. III, 4690. [5]) Vgl. Tgb. III, 4757. [6]) Vgl. Tgb. I, 1142. [7]) Vgl. W. IX, S. 288, Z. 17 ff.

Universum betrachten muß, weil er keine Menschenaugen hat, der kann nicht allein kein Bild hervorbringen, das dem Menschen genügt, er kann ein solches Bild nicht einmal anerkennen, er kann es nicht schön und richtig finden. Verschlossen ist der tieferen Einsicht nichts als der Prozeß selbst, mittels dessen und in dem jene Kraft- und Mischungsverhältnisse sich gerade so und nicht anders gestalten; ob diese tiefere Einsicht aber auch auf einem anderen Wege als dem des Hervorbringens gewonnen werden kann, weiß ich nicht und möchte es bei ihrer großen Seltenheit bezweifeln. Ich bin nur durch meine dichterischen Versuche dahin gelangt, und an das Schaffen und Hervorbringen knüpft sie mit Notwendigkeit; erstudiert wird sie schwerlich. Die Probe macht sich von selbst: wer sie besitzt, dem beleuchtet sie das Leben, wie die Kunst; er kennt keine Rätsel mehr, und kämpft ohne Haß!"[1]) Der Glückliche braucht also nicht erst auf Haeckel oder sonst jemand zu warten! — Es ist dies der Schlaftrunk, den sich Hebbel zurechtgebraut hat, ohne denselben „würde er vor Ekel aus der Welt laufen". Solch eine Lösung ist eben ein ganz individuelles Ereignis, wird erreicht durch einen Sprung und hat keinerlei Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Mit der Stärke der Ueberzeugung stellt sich dann wohl auch die verächtlich-mitleidige Geringschätzung der Anschauungen und der Zweifel anderer ein, die Hebbel so oft zur Schau trägt. Ob er in der Tat ohne Haß gekämpft hat, möchte ich stark bezweifeln, wir müßten denn eine neue Definition für das Wort Haß erfinden, in vielen seiner Aeußerungen ist jedenfalls eine gute Portion Galle enthalten, und an Empfindlichkeit und anmaßender Ueberlegenheit anderen gegenüber hat er es nie fehlen lassen. Das gesamte Auftreten Hebbels ist entschieden anmaßend und überhebend; das läßt sich angesichts des Eigendünkels, der ihn in seiner Anschauungsweise die allein und unbedingt richtige erkennen läßt — die so oft und so viel gepriesene

[1]) Vgl. B. IV, S. 128, Z. 12 ff. (vgl. auch W. III, S. XXVI).

Anerkennung gegenteiliger Anschauungen ist im Grunde genommen nur ein Zugeständnis, welches ihm das Bestreben, mit diesem oder jenem einen Modus vivendi zu finden, abrang [1]) —, gar nicht mit guter Manier ableugnen; und ein Gedicht wie Gott Hebbel an das dumme Publikum enthält trotz aller Bosheit ein gutes Stück Wahrheit. R. M. Werner findet allerdings in dergleichen nur „Ausgeburten niedrigen Neides und kleinlicher Beschränktheit," [2]) doch ist darin vor allem die ganz berechtigte Ablehnung einer Anschauungsweise enthalten, die den Betreffenden zuwider, meinetwegen auch zu tief war. Ob sie wirklich so überlegenen Charakters ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Man liest jetzt hier und dort, daß das „dumme Publikum" durch Ibsen hebbelreif geworden sei. Doch gibt es viele, die ihn, und nicht etwa aus Unreife, ablehnen und seine Ansichten als unklar und widersprechend bezeichnen. Alle diese dem „geistigen Pöbel" zuzuzählen wäre ein gar zu bequemes Auskunftsmittel.

Ibsen hat lange für einen höchst exklusiven Aristokraten gegolten, und doch ist er eigentlich gut bürgerlich. Seine Adelsallüren bestehen durchaus nur in der Vornehmheit der Gesinnung. In seinen Werken neigt er sich häufig auf die Seite des Volkes. In Brand geißelt er zwar die Trägheit, den Stumpfsinn, die Kleinlichkeit der Masse, doch in dem

---

[1]) Hebbel übte uneigennützige Duldsamkeit gewöhnlich nur dann, wenn es sich um Menschen handelte, die, um mit ihm zu reden, der Dialektik durchaus unfähig waren, wie zum Beispiel der alte Schulmeister Paul Gamsjäger (vgl. Tgb. III, 4416). Es ist dies sicher ein sehr schöner Zug seines Charakters. Sonst handelt es sich aber bei seiner Duldsamkeit und Anerkennung fast immer um Gegenseitigkeit. Wo er keine Rücksichten zu nehmen hatte, behandelte er seine lieben Mitmenschen nur zu oft mit mitleidiger Ueberlegenheit und Geringschätzung. So schreibt er zum Beispiel im Wanderer: „Schelling klappert zwar noch immer mit seinen Schlüsseln zur absoluten Wahrheit, aber niemand glaubt mehr daran, daß sich etwas damit aufschließen läßt" (vgl. W. X, S. 171, Z. 27 f.). Das klingt sicher nicht sehr wie Achtung vor der Ueberzeugung anderer!

[2]) Vgl. W. III, S. XXIII f.

nächsten Drama, in welchem er die gesellschaftlichen Zustände der Heimat wieder aufnimmt, in den Stützen der Gesellschaft, ist seine Sympathie ganz deutlich mit den unteren Klassen. Der Schiffsbauer Aune hat ebensogut wie Konsul Bernick eine Existenz zu verlieren, doch er siegt trotzdem über seine Selbstsucht und verhindert in letzter Stunde das Auslaufen des nicht seetüchtigen Schiffes, wie er sich von vornherein dagegen sträubt. Doch Ibsens Stellung ändert sich schnell. Als die kompakte Majorität die beiden nächsten Dramen einstimmig ablehnte, ergoß er im Volksfeind die Schale des Zornes über ihre Häupter. Zwar war es für ihn schon lange vorher ein Hauptgrundsatz auf allen Feldern und Gebieten, „daß die Minorität immer recht hat". Doch die Hasenherzigkeit, die er „auf seiten der sogenannten Liberalen wahrgenommen" [1]) hatte, gab ihm manches zu denken. Und dann kam die Entladung, jäh und stürmisch, übertrieben und paradox, aber eben darum zündend. In einem Briefe an Brandes entwickelt Ibsen seine Ansichten ruhig und logisch folgendermaßen: „Was den ‚Volksfeind' anbetrifft, so glaube ich sicher, wir würden uns einigermaßen einigen, wenn wir nur darüber sprechen könnten. Sie haben natürlich recht, wenn Sie sagen, daß wir alle für die Verbreitung unserer Ansichten wirken müssen. Aber ich bleibe dabei, daß ein geistiger Vorpostenkämpfer nie eine Mehrheit um sich sammeln kann. In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkte, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand. Aber in diesen zehn Jahren ist der Doktor ja nicht stillegestanden; er hat abermals einen Vorsprung von zehn Jahren vor der Mehrheit voraus. Die Mehrheit, die Masse, die Menge holt ihn nie ein; er kann nie die Mehrheit für sich haben. Was meine eigene Person anbetrifft, so habe ich jedenfalls die Empfindung eines solch unaufhörlichen Vorwärtsschreitens. Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kom-

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 311.

pakte Majorität. Aber ich selbst bin nicht mehr da — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe."[1]) Das ist so ziemlich dasselbe, d. h. in gemäßigterem Tone, was Doktor Stockmann in der berühmten Volksversammlung herauspoltert und woraus er den Schluß zieht, daß die Masse nicht befähigt und also auch nicht berechtigt ist, sich an der Regierung zu beteiligen. Darin liegt auch mehr als nur ein Körnchen Wahrheit, nur kommt sehr wenig dabei heraus, der Masse diese Wahrheit aufzutischen. Falls sie fähig wäre, dieselbe zu begreifen, so wäre die Wahrheit schon nicht mehr wahr, so paradox dies auch klingen mag. Hebbel ist ein viel praktischerer Politiker als Ibsen, wenn er anrät, die Forderungen der Masse durch unwichtige und bedeutungslose Zugeständnisse zu befriedigen. Es ist fraglich, ob das Volk in absehbarer Zeit den nötigen Einblick und Ueberblick gewinnen wird, um sich erfolgreich anders als nominell an der Verwaltung eines Landes zu beteiligen. Das ist freilich die letzte Wahrheit, die ein erfahrener Politiker verraten wird. Daß Doktor Stockmann nicht in erster Linie an das Wohl der Menschheit denkt, daß es ihm vor allem darum zu tun ist, die Richtigkeit seiner Voraussagung zu beweisen, den Fehler, den seine Gegner gemacht haben, aufzudecken, das liegt klar zutage, sonst würde ihm seine Entdeckung wohl keine solch große Freude bereiten. Eine Notiz in Hebbels Tagebuch paßt mutatis mutandis recht gut auf Doktor Stockmann. „Astronom: ich verliere die Naturgesetze, (zum Schluß) ich hab' sie wieder, die Erde ist aus ihrer Bahn gewichen, sie wird zertrümmern."[2]) Doktor Stockmann läßt sich durch die Konsequenzen, die seine Entdeckung für seine Vaterstadt und für seine Mitmenschen haben muß, nicht einen Augenblick die Freude an der erwiesenen Richtigkeit seiner Anschauungen verderben. Lou Andreas-Salomé in ihrem geistreichen, wenn auch höchst eigenwilligen Büchlein erklärt: „Neben die Frauengestalten Ibsens tritt im ‚Volksfeind' zum erstenmal ein Mann

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 328. [2]) Vgl. Tgb. III, 4386.

als die Hauptgestalt einer Dichtung — und zwar ein Mann, wie er sein soll." [1]) Ein Kommentar ist wohl kaum nötig!

In den nächsten Dramen Ibsens finden sich keine besonders ehrenrührige Bemerkungen über die Masse, d. h. wenigstens nicht, wenn wir den Maßstab dem Volksfeind entlehnen. Aber im Epilog kommt die Verachtung der trägen, dumpfen Masse noch einmal zum Ausbruch. Ob das Ganze nun ein Selbstbekenntnis des Dichters ist oder nicht, hinter den Aeußerungen steht der Dichter. Der Bildhauer Rubek aber verachtet nicht nur die Masse, sondern die gesamte Menschheit, anscheinend mit herzlich wenigen Ausnahmen. Er hat sprechend ähnliche Büsten geschaffen, „aber im innersten Grunde sind das ehrenwerte Pferdegesichter und einfältige Eselsschnauzen und trübselige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe — auch schlappe brutale Ochsenkonterfeis sind darunter". Das sind seine Mitgeschöpfe. Kein Wunder, daß er findet, „es sei nicht der Mühe wert, daß man hingeht und sich fast zu Tode quält für den Mob und die Masse und für alle Welt". Das ist indessen nicht etwa Ibsens ehrliche Ueberzeugung, sondern nur die aufwallende Bitterkeit des hochstrebenden Idealisten, der verzweifelt, da sein unausgesetztes Streben anscheinend spurlos an der Menschheit vorübergegangen ist.

Er hegte im Gegenteil die Ansicht, daß die Wiedergeburt des Volkes auch direkt aus dem Volke ihren Ursprung nehmen müsse; in die Entwicklungsfähigkeit der oberen Gesellschaftsklassen hatte er ganz und gar kein Vertrauen. Den anscheinenden Mißerfolg auf dem politischen Gebiete schrieb er vor allem der Unfähigkeit der Führer zu. „Aber den Führern unserer Linken fehlt jegliche Welterfahrung und sie hatten sich infolgedessen den unwahrscheinlichsten Illusionen hingegeben. Sie haben sich eingebildet, daß ein Oppositionsführer derselbe bleiben würde und könnte, der er zuvor war,

---

[1]) Vgl. Salomé, Lou Andreas, Henrik Ibsens Frauen-Gestalten. Berlin 1892. S. 87. Für die Verfasserin sind augenscheinlich nur die Anomalien von Interesse, denn sie behandelt nur diese.

auch nachdem er ans Ruder gekommen ist." [1]) Es ist ihm eine Ueberraschung, daß er, der sich vor allen Dingen zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Charaktere und Schicksale von Menschen zu schildern, ohne bewußte oder direkte Absicht, etwas dergleichen anzustreben, in gewissen Punkten doch zu denselben Resultaten gekommen ist wie die sozialdemokratische Moralphilosophie durch wissenschaftliche Forschung. [2])

Seine gut bürgerliche Anschauungsweise kann sich der Hoffnung auf eine rosige Zukunft nicht entschlagen. In einer Festrede, am 24. September 1887 in Stockholm gehalten, äußerte er: „Ich glaube nämlich, daß die Entwicklungslehre der Naturwissenschaften auch in bezug auf das geistige Leben Gültigkeit besitzt. Ich glaube, daß uns recht bald eine Zeit bevorsteht, wo der politische und soziale Begriff in den gegenwärtigen Formen zu existieren aufhört, und daß beide in eine Einheit zusammenwachsen werden, welche vorläufig die Bedingungen für das menschliche Glück in sich trägt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion sich in eine neue Kategorie, in eine neue Lebensmacht verschmelzen werden, von der wir Jetztlebenden übrigens keine klare Vorstellung haben können." [3]) (Hebbel war der Ansicht, daß die Poesie die anderen beiden zu ersetzen berufen sei.)

Um diesen Wandel zuwege zu bringen, muß jedoch „ein adeliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertreter und in unsere Presse kommen.

„Ich denke natürlich nicht an den Geburtsadel, nicht an den Geld- und Gelehrtenadel, auch nicht an den Adel der Fähigkeit und der Begabung. Ich denke an den Adel des Charakters, des Willens und der Gesinnung.

„Der allein ist es, der uns befreien kann. Dieser Adel, von dem ich hoffe, daß er unserem Volke verliehen werden möge, wird uns von zwei Seiten kommen. Er wird uns

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 380. [2]) Vgl. ibid. S. 390. [3]) Vgl. V. X, S. 516 ff.

kommen von zwei Gruppen, die bis jetzt noch keinen unheilbaren Schaden durch den Parteidruck erlitten haben. Er wird uns kommen von unseren Frauen und von unseren Arbeitern.

„Die Umwandlung der gesellschaftlichen Zustände, die sich gegenwärtig in Europa vorbereitet, bezieht sich besonders auf die zukünftige Stellung der Frauen und der Arbeiter.

„Die ist es, auf die ich hoffe, und für die will und werde ich wirken, soviel ich kann, mein ganzes Leben lang."[1])

Brandes hat schon im Jahre 1890 darauf hingewiesen, daß in Ibsen sowohl die individualistischen als auch die sozialen Elemente sowie auch die, die auf Vereinigung beider hinwirken, vorhanden sind.[2]) Trotzdem betrachte ich die zwar gewandte und geistreiche Auslegung, die E. Holm Ibsens letzten Dramen gegeben hat und die ganz im sozialistischen Sinne gehalten ist, als höchst erzwungen. Der Dichter hat wenigstens etwas Derartiges nicht beabsichtigt. Wir brauchen uns nur an Ibsens eigene Worte erinnern, daß er immer Menschenschicksale und menschliche Charaktere, nie aber Probleme behandelt habe, um dies sofort einzusehen. Holm findet jedoch: „So ist denn Sendung und Wirken des Bürgertums in jedem der drei Einzelwerke nach einer anderen Richtung hin gezeichnet. Das den Zyklus eröffnende Drama Baumeister Solneß zeigt es als politische Macht. Es ist die Neugestaltung der staatlichen Einrichtungen unter seinen Auspizien, von denen es die Beglückung der Menschheit erhofft. In Klein Eyolf tritt dieselbe Bourgeoisie als Geistesmacht mit ihren auf die sittliche und geistige Hebung der Menschheit abzielenden Bestrebungen vor uns. In John Gabriel Borkman erscheint sie als wirtschaftliche Macht. Wir sehen jene eigenste Schöpfung des Bürgertums, jene selbe Wirtschaftsform, deren Seele das Gold ist, in ihrer welt-

---

[1]) Vgl. V. X, S. 513. [2]) Vgl. Brandes, G., Deutsche Persönlichkeiten. München 1902. S. 41.

umgestaltenden Bedeutung, ihrer ungeheuern Belebung der Tatkraft und des Unternehmungsgeistes, ihren fraglos menschenfreundlichen Tendenzen, aber auch in den furchtbaren Auswüchsen, die sie zeitigte, der wölfischen Gier nach Besitz und Geldmacht, der Verschwendungs- und Genußsucht, der Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen, die sie im Gefolge hatte — die Wirtschaftsform des Kapitalismus." [1]) Solneß, Almers und Borkman fehlen alle drei „in doppelter Hinsicht: gegen die unteren Klassen und gegen die Frau". Es wurde schon gesagt, daß Ibsen hoffte, das Heil der Gesellschaft oder richtiger der zukünftige Adel der Menschheit würde aus den Arbeitern und den Frauen hervorgehen. In den genannten Dramen gelangt dies aber nicht zum Ausdruck, es ist lediglich von Holm hineingetragen worden. Ibsen hat nicht daran gedacht, in den betreffenden Stücken derartige Hypothesen zu demonstrieren. Holm gibt nun zwar auch selber zu, daß die Beziehungen zum vierten Stande nur skizziert sind, und findet, daß Ibsens Streben vor allem auf die Erlösung der Frau gerichtet ist.

In seinen Zukunftshoffnungen ist Ibsen geradezu sanguinisch. „Er zweifelt, bürgerlich wie er eigentlich ist, niemals an der Möglichkeit des Glücks." [2]) So träumt Rosmer: „Mich dünkt, es müsse glücken. O, welche Freude es dann sein würde, das Leben zu leben! Kein gehässiger Streit mehr. Nur Wettstreit. Alle Augen auf dasselbe Ziel gerichtet. Der Wille und der Sinn eines jeden vorwärts gewandt — aufwärts — jeder auf seinem eigenen naturnotwendigen Wege. Glück für alle — geschaffen durch alle." [3]) Ganz und gar ein Rückblick aus dem Jahre Zweitausend!

Trotz seiner Nichtachtung alles Bestehenden und des radikal revolutionären Charakters seines Strebens, trotz der entschieden altruistischen Tendenz seiner Anschauungen glaubte Ibsen doch nicht an den weltgeschichtlichen Beruf

---

[1]) Vgl. Holm, E., loc. cit. S. 71 u. 74. [2]) Vgl. Brandes, G., Deutsche Persönlichkeiten. S. 43. [3]) Vgl. V. VIII, S. 106 (Rosmersholm, Akt III).

der Masse. Der neue Adel der Menschheit soll sich allerdings aus den Reihen der Arbeiter und Frauen rekrutieren, doch wollte Ibsen damit durchaus nicht etwa besagen, daß sich die Masse in ihrer Gesamtheit zu Adelsmenschen entwickeln würde. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß sich die oberen Klassen fortwährend durch Zufuhr frischer Kräfte aus den unteren erneuern. Hebbel bemerkt hierüber: „Wenn der Adel an der Kanaille etwas Schätzenswertes findet, so hebt er sie in den eigenen Kreis hinein durch das Adeln. Die Kanaille sollte sich das nicht gefallen lassen." [1]) Es steht jedoch sehr zu befürchten, daß Hebbel einer derartigen Versuchung selbst erlegen wäre, denn er legte recht großen Wert auf Auszeichnungen und Ehrenbeweise, als sie ihm von hohen Herrschaften zuteil wurden. Auch Ibsen war für dergleichen nicht ganz unzugänglich, obschon er wegen seines Mangels an Umgänglichkeit wenig Nutzen daraus zog. Auch ist darin nicht notwendigerweise eine Schwäche zu erblicken; denn in der Anerkennung seitens anderer liegt eine gewisse Gewährleistung des eigenen Wertes, deren der wahrhafte und tiefe Mensch zwar nicht unbedingt bedarf, die ihm aber doch als Bestätigung und Ermutigung willkommen ist. In der Ermanglung solcher Anerkennung und durch den Verzicht auf dieselbe kann sich jeder Schwächling, jeder halbe und hohle Mensch ein Gefühl seines eigenen Wertes vortäuschen. Solange diese Anerkennung nicht durch Preisgeben des Charakters erkauft ist, solange die Freude an derselben nicht zu sehr an Titeln und Ordensbändern haftet, ist das Streben danach durchaus berechtigt. Bei Hebbel kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er diesen Dingen eine zu hohe Bedeutung beimaß; doch wenn wir bedenken, aus welcher Stellung er sich durch eigene Kraft emporgearbeitet, so wird es erklärlich, daß es ihm eine Genugtuung war, sich in den Strahlen fürstlicher Gunst zu sonnen. Zudem wurde ihm dadurch ein Mittel an die Hand gegeben, sich in den Augen

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1121.

der Welt Geltung zu verschaffen, und darauf war sein Bestreben immer gerichtet, d. h. soweit seine Beziehungen zur Gesellschaft in Betracht kamen.

Ibsen hat dergleichen eher unter- als überschätzt; er hat nie nach Auszeichnungen gesucht, und wenn sie ihm zuteil wurden, kein Aufhebens davon gemacht. Es sei denn, daß in seinen noch nicht veröffentlichten Briefen solche Sachen größere Berücksichtigung erfahren haben, was ich indessen für unwahrscheinlich und dem Charakter dieses Mannes widersprechend halte. Ibsen ließ sich feiern, aber nur widerwillig und mit einem gewissen Groll, der dem Gefühl entsprang, daß selbst die, die ihm huldigten, ihn doch nicht richtig verstanden.

Die oberen Klassen in Bausch und Bogen zu verurteilen, ihnen jede Lebens- und Entwicklungsfähigkeit abzusprechen, wie Ibsen es getan hat, ist sicher nicht angängig. Gewisse Elemente derselben sind ohne Zweifel dem Untergange geweiht, Ibsen aber verwirft das Ganze, weil es nach seiner Meinung durch den Einfluß der Parteien verdorben ist. „Es bestätigt sich mir mehr und mehr, daß etwas Demoralisierendes in der Beschäftigung mit Politik und Anschluß an Parteien liegt. Unter keinen Umständen möchte ich mich einer Partei anschließen, die die Majorität auf ihrer Seite hat. Björnson sagt: die Majorität hat immer recht. Und als praktischer Politiker muß man das wohl sagen. Ich dagegen muß notwendigerweise sagen: die Minorität hat immer recht." [1]) Und dieser Schädigung durch das Parteigetriebe sind nach ihm nur die Arbeiter und Frauen bisher entgangen, deshalb setzt er auf diese seine Hoffnung, sie sollen das Material für einen neuen Adel liefern. Die Entwicklung müßte notwendigerweise eine ganz individuelle sein; der Arbeiter, der sich zum Adelsmenschen emporgearbeitet und -gerungen hat, ist dann eben nicht mehr der alte, nicht mehr ein Mitglied der Masse. „Die unmittelbare Demokratie, die Mehrzahl, die nach Ibsen immer

---

1. Vgl. Ibsen, Briefe, S. 306.

unrecht hat, ist ein Gegenstand seiner Verachtung, wie derjenigen Taines." [1])

Daran ändern auch die letzten Dramen Ibsens nichts. Wenn wir die herrschenden Tendenzen unserer Zeit in Betracht ziehen, so kann es uns nicht wundernehmen, daß verschiedene Ausleger in Ibsens letzten Dramen eine Abkehr vom Individualismus erblicken und mit großem Scharfsinn nachweisen. Er hat jedoch bestenfalls nur gewisse egoistische Auswüchse des Individualismus verneint. Hat er den Individualismus überhaupt verneint, so stellt er auch die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit dadurch in Abrede.

Auch Hebbel war der Ueberzeugung, daß die große Masse des Volkes im Kerne gesund sei; auch er tadelte die Führer des Volkes, in denen er nur Verführer sah. Anläßlich eines Attentats auf zwei Mitglieder des Frankfurter Parlaments vom Jahre 1848 schrieb Hebbel: „Die Sensenmänner sind in letzter Instanz für das Vorgefallene so wenig verantwortlich wie die Sensen." Besonders wendet er sich aber gegen dasjenige Organ, das dem Volke seine Ideen einimpft, sein politisches und soziales Programm fix und fertig zum Gebrauch liefert. „Und Leute," schreibt er, „an denen man dies und Aergeres erlebte, gehörten mit zu den Führern der Presse, waren auch so wenig dumm als schlecht, sondern bloß berauscht und freilich auch unwissend. Die verderbten denn dadurch das Volk, daß sie, ohne sich an die Natur der Dinge und das Maß des Möglichen zu kehren, ihre unreifen, in keiner Staatsform der Welt realisierbaren sogenannten sozialen Ideen predigten. Ihre Logik war die: da es wünschenswert ist, daß die Erde in einen Pfannkuchen verwandelt wird, den jeder Hungrige bloß anzuschneiden braucht, und der Ozean in einen ungeheuern Weinkübel, so muß die Gesellschaft auf den Kopf gestellt und die Revolution vorbereitet werden." [2]) Wie zu erwarten, steht Hebbel auch in der Politik, wenn auch nicht auf der Seite des Alten, so doch für Mäßigung; seine

---

[1]) Vgl. Brandes, Henrik Ibsen, S. 62. [2]) Vgl. W. X, S. 129, Z. 23 ff.

Haltung ist entschieden konservativ. Erheiternd und für diesen Dichter bezeichnend ist folgender Ausfall: „Was sollte das Bürschchen, das gewöhnt war, grünschnäbelig über einen Dichter abzusprechen, und dem es nicht einmal übel bekam, wenn es bei der Gelegenheit mit den ersten kritischen Autoritäten in schneidendsten Widerspruch geriet, was sollte ein solches Bürschchen abhalten, einen Staatsmann vor sein Forum zu ziehen?" [1]) Nichts, gewiß nichts! Denn wer vor dem geheiligten Haupte des Dichters, dem Gewissen der Welt, nicht einmal einen Funken Ehrfurcht hegt, was wäre für den wohl noch ehrfurchtgebietend auf Erden?

In seinen politischen Anschauungen war Hebbel, soweit die Gegenwart in Betracht kam, durchaus antisozialistisch gesinnt. Bezüglich der Ansprüche der Arbeiter auf Sicherstellung ihrer Existenz seitens des Staates bemerkte er: „Ich bin nur nicht der Meinung, daß alle privilegierten Klassen aufgehoben worden sind, damit eine neue eingesetzt werde, und das wäre der Fall, wenn der Staat, der sich nicht darum kümmert, ob der Maler seine Bilder, der Handwerker seine Erzeugnisse, der Landmann seine Produkte anbringt, unter allen Umständen durch ein über alle Relativitäten erhabenes Ur- und Grundgesetz verpflichtet wäre, dem Handarbeiter seine Arbeitskraft abzunehmen, und obendrein zu einem von den Konjunkturen unabhängigen fixen Preis. Nach meiner Ansicht ist die Garantie irgendeiner Art von Arbeit eine Ungerechtigkeit gegen alle übrigen Arten und die der Arbeit überhaupt eine Unmöglichkeit, und diese Ansicht, was auch die Leute einwenden mögen, welche die verkehrte Welt wollen, weil sie nur in eine solche hineinpassen, ist hier die bei weitem überwiegende ... Wer trägt die Schuld? Wahrlich nicht die Arbeiter, denn die sind im Kern brav und gut, sondern die Hohlköpfe, die, unbekümmert um die Natur der Dinge und den in der realen Welt allein gültigen Maßstab der Gerechtigkeit und Möglichkeit verschmähend, ihnen ihre

---

[1]) Vgl. W. X, S. 136, Z. 15 u. S. 137, Z. 15ff.

eigenen unreifen sozialen Träumereien einimpften, und die freilich noch viel schlechteren Spekulanten, die sich durch eine Massenbewegung in die Höhe bringen möchten."[1]) „Nur der Wahnsinn des Kommunismus, der sich dennoch für einige Zeit geltend machen und den Boden der Kultur verwüsten kann, ängstigt mich, nicht der Krieg."[2])

Wo es sich um die Zustände der Wirklichkeit und der Gegenwart handelt, gibt sich Hebbel keinen großen Illusionen hin. Dort kann ich von dem kindlich-gläubigen Eudämonismus, dessen der Dichter von Scheunert geziehen wird, nicht gerade viel verspüren. Wohl aber ist es richtig, daß Hebbel, „so sehr er auch den kommunistischen Standpunkt prinzipiell ablehnt, doch in den letzten Konsequenzen mit ihm übereinstimmt, denn auf was anderes als auf ein allgemeines Wohlbefinden laufen seine Betrachtungen und Hoffnungen realiter hinaus? Der Unterschied ist der, daß der von Hebbel abgelehnte Kommunismus den Schwerpunkt ins Individuum verlegt, Hebbel verlegt ihn in die Menschheit. Das maßlose Anschwellen der Ausbreitung einzelner Individuen will der Kommunismus im Interesse der übrigen Individuen verhindern, Hebbel im Interesse der als Einheit in sich ruhenden Menschheit."[3])

Naiv klingt allerdings folgender „Vorschlag zu einem Gesetz, wonach jeder Reiche, der sich seinen Reichtum nicht selbst erworben hat, schuldig und gehalten sei, sich einmal auf Leben und Tod um sein Vermögen mit dem ersten, der den Hals daransetzen will, zu schlagen."[4]) Das ist der Hebbel aus dem Jahre 1838; ob ihm ein solches Gesetz auch 1848 noch plausibel erschienen wäre? Auch Hebbel hofft auf ein Millennium. „Kunst und Gesellschaft verhalten sich jetzt zueinander wie Gewissen und Tun. Welch eine Zeit, wenn sie sich dereinst decken, wenn die Kunst gar nicht schöner träumen kann, als die Gesellschaft lebt!"[5]) „Ja wahrlich, die

---

[1]) Vgl. W. X, S. 120, Z. 16 ff. u. S. 121, Z. 15 ff. [2]) Vgl. B. IV, S. 94, Z. 21 f. [3]) Vgl. Scheunert, A., op. cit. S. 175. [4]) Vgl. Tgb. I, 1119. [5]) Vgl. Tgb. III, 5011.

Zeit wird kommen, wo die Erdteile sich die Hände reichen, wie jetzt die einzelnen Länder, und sobald kein Halm mehr verfault, keine Frucht mehr verdirbt und kein Ochse mehr bloß der Haut wegen geschlachtet wird, kann auch kein Mensch zuviel mehr geboren werden. Das steht fest, und diesen Zustand herbeizuführen ist die dringendste Aufgabe der Geschichte." [1]) Bebel hätte es nicht besser darlegen können! Also doch Sozialismus, strikter Utilitarianismus; für den Künstler dürfte es ein trostloses Zeitalter werden, doch Kunst und Leben decken sich ja dann und die Menschen sind mithin alle Künstler.

Die Frau und die Ehe.

Unter den Problemen der Gegenwart nimmt sicher die sogenannte Frauenfrage das meiste Interesse in Anspruch. Man hat urplötzlich die Entdeckung gemacht, daß während langer Jahrtausende die Frau in ihren Rechten verkürzt, grausam vom Manne ausgebeutet und unterdrückt, in ihrer Entwicklung gehemmt und geschädigt worden sei. Dafür soll nun sofortige und gründliche Abhilfe geschaffen werden, und im Uebereifer begeht man recht komische Uebertreibungen. Die Frauenrechtler beiderlei Geschlechts stehen vielfach auf dem kommunistischen Standpunkt, doch wohl alle auf dem der Entwicklungslehre, denn diese ist es, die ihnen Beweis- und Anklagegründe an die Hand gibt. Wenn sie sich der Logik befleißigen wollten, so müßten sie folgern: es war im Interesse der Entwicklung der Gattung, daß der Mann herrschte, und so gelangte er zur Herrschaft. Das besagt keineswegs, daß er dieselbe auch fernerhin behaupten müsse, doch die moralische Entrüstung über die Grausamkeit der Männer ist vom evolutionistischen Standpunkt geradezu absurd, und von einem anderen Standpunkt betrachtet, werden die meisten Anklagepunkte und Argumente hinfällig. Freilich muß zu-

[1]) Vgl. W. X, S. 185, Z. 8ff.

gegeben werden, daß wiederum diese moralische Indignation, wenn auch nicht gerade begründet, so doch eine außerordentliche Macht ist, die den Verlauf der Entwicklung aufs entschiedenste beeinflussen muß und bereits beeinflußt hat. Der Weiterblickende sollte aber auch nicht außer acht lassen, daß die Menschheit in derartigen Bewegungen gewöhnlich über das Ziel hinausgeht und daß dann ein arger Rückschlag nicht ausbleiben kann. Diesen letzteren zu mildern ist unsere Aufgabe, sonst ist unsere Entwicklung nur ein Taumeln aus einem Irrtum in den anderen, wie Ibsen einst sagte; freilich hieß er den Kampf an sich trotzdem gut. Die Bestrebungen, welche darauf abzielen, den Unterschied zwischen den Geschlechtern durch Erziehung, Ausbildung, wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen u. s. w. möglichst aufzuheben, sind kaum im Interesse der großen Mehrheit der Frauen oder der Gattung; wir müßten denn gerade darin eine Vorstufe zu einer künftigen Oberherrschaft der Frau erblicken. Jedenfalls besitzen sie schon gegenwärtig einen weitreichenden Einfluß auf unser gesamtes öffentliches Leben, der besonders in den zahlreichen altruistischen Tendenzen der Jetztzeit zum Ausdruck kommt und der ihnen auch sicher gebührt. Die Bestrebungen indessen, die speziell die sogenannte Emanzipation der Frau zum Ziele haben, werden größtenteils durch den Umstand veranlaßt, daß unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Zuständen viele Frauen ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen werden oder richtiger, an deren Erfüllung indirekt verhindert sind. Für diese mögen auch solche Bestrebungen direkt von Nutzen sein, doch ob sie auch der Gesamtheit, auch nur der Frauen, zustatten kommen, ist eine große Frage. Viele Frauen sehnen allerdings eine Aenderung ihrer Lage herbei, doch wer sehnt die nicht alles herbei, aber die große Mehrzahl der Frauen sträubt sich gegen die Erziehung zur „Genossin". Es ist in der Tat Unduldsamkeit und „Freiheitstyrannei", obschon Ibsen das kaum zugeben würde, wenn man die letzteren mit Gewalt zur neuen Lehre zu bekehren sucht. Der Platz für die Frau ist das Heim, und dort ist

eine Besserung ihrer Lage nur durch Besserung der wirtschaftlichen Zustände im allgemeinen und durch sittliche Hebung des Volkes zu erzielen. Gesetze führen sie nicht herbei, sie sind eigentlich nur ein letzter Notanker. Wieviele Gesetze im Interesse der Schwächeren bestehen nicht, die täglich von den Stärkeren überschritten werden, falls diese nicht den erforderlichen sittlichen Rückhalt besitzen; wie selten gelingt es dem Schwachen, sich in solchen Fällen Recht zu verschaffen, ohne mehr dabei opfern zu müssen als er gewinnt.

Der Kampf um die Rechte der Frau nahm bereits in der Romantik seinen Anfang, war aber zuerst nur vor allem gegen den Zwang der Sitte gerichtet, auch wurde er nur im Interesse einer Minderheit geführt. Erst in den letzten Jahrzehnten wurden weite Schichten der Bevölkerung durch die Frauenfrage in Aufregung versetzt und in Mitleidenschaft gezogen. Auch ist man bei der Sitte nicht stehen geblieben, sondern kämpft nun um alle möglichen Rechte. Die Hauptvertreter des Jungen Deutschland, besonders Gutzkow, Laube und Wienbarg, waren auch vor allem gegen das Recht der Sitte Sturm gelaufen, und ihre Freiheitsbestrebungen im Interesse der Frauen waren mehr auf die Emanzipation des Fleisches als auf die Emanzipation der Frau gerichtet; es besteht allerdings ein innerer Zusammenhang zwischen beiden. Zwar forderten sie auch politische Rechte für die Frauen, wobei es ihnen aber vor allem darum zu tun war, daß Feinsliebchen immer und überall dabei sei, d. h. die Politik mit der Liebe zu verbinden. Naturgemäß stießen ihre Anschauungen auf den heftigsten Widerspruch, und die aufgescheuchte Gesellschaft hielt scharfe Ausschau nach irgendwelchen derartigen Tendenzen. Nur so wird es erklärlich, daß man auch in Hebbels Schaffen Emanzipationsgelüste witterte. Die direkte Veranlassung gab letzterer insofern, als er in seinen Werken das Verhältnis der Geschlechter zueinander in den weitaus meisten Fällen zum Mittelpunkt machte, in seinem bürgerlichen Trauerspiele gewisse gesell-

schaftliche Vorurteile als unsittlich an den Pranger stellte und in der Behandlung des Geschlechtlichen überhaupt weiter zu gehen wagte, als man gewohnt war. Doch Hebbel war weder ein Apostel der freien Liebe, noch auch nur ein Frauenrechtler, er war in bezug auf die Stellung der Frau durchaus konservativ, sogar noch mehr als auf anderen Gebieten. Seine Stellung zum Weibe hat er selbst erschöpfend und in prägnanter Kürze folgendermaßen zusammengefaßt: „Durch Dulden Tun: Idee des Weibes."[1] Was sein Ideal vom Weibe war, können wir aus nachstehendem ersehen: „Ein edles Mädchen: sowie sie sieht, daß ihr Geliebter sich von ihr entfernt, in demselben Grade, um ihm Schmerz und Vorwürfe zu ersparen, entfernt sie sich von ihm, und als ihr das Herz bricht, sagt sie, ohne daß er ihr Opfer ahnt: wir taugen nicht füreinander, widersteht seinen Bitten, scheint alle Schuld zu tragen und macht ihn frei."[2] Die Bemerkung ist vom 21. Februar 1845. — Es ist unschwer zu erraten, an wen er dabei gedacht hat. Das Weib ist für Hebbel durchaus ein untergeordnetes Wesen. „Das Weib und die Sittlichkeit stehen in einem Verhältnis zueinander wie heutzutage leider die Weiber und die Unsittlichkeit. Uebrigens sind sie zu entschuldigen. Die Gesellschaft hat sie emanzipiert, statt daß nur der Mann sie emanzipieren sollte. Darin steckt die Wurzel des Uebels. Für das Weib gehört der beschränkteste, der engste Kreis. Für sie gerinnt das Weltall in einem Tropfen zusammen. Sie ist die Wünschelrute, die dem Manne die Schätze der Erde anzeigt. Sie allein könnte den Himmel entbehren, wenn's keinen gäbe, denn für sie ist er nur Tradition, kein Weib hätt' ihn je erfunden. Daß jede sich hineinsehnt kommt daher, weil er erstlich einige Aehnlichkeit mit einem ausgesuchten Nachtisch hat, und dann, weil sie uns nicht nachstehen, weil sie sein wollen, wo wir sind. Weh' denen, die das Weib, die Marketenderin des Augenblicks, zur Sonnenuhr machten, durch die die Ewigkeit

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1516. [2]) Vgl. Tgb. III, 3411.

die Stunden anzeigt. Dies macht sich nicht so verächtlich als es scheint. Wir gehen nur so lange sicher, als die Sterne über uns sicher gehen. Wanken die, so fallen wir. Das Weib ahnt kein Ziel, aber sie kennt aufs genaueste den Punkt, von dem man ausgehen muß, sie übersieht kein Wirtshaus, wo man eintreten und sich erfrischen kann. Das Weib bildet die Topographie des Lebens." [1]) — „Der Mann verliert entweder alles oder nichts; entweder nicht den Freund oder zugleich die Freundschaft, die Geliebte oder zugleich die Liebe. Bei den Weibern ist es anders, in ihrem Schmerz wie in ihrem Glück liegt Hökerei." [2])

Das ungeheure Weh der Welt berührt sie nicht, sonst könnte ihr Schmerz um das einzelne unmöglich so groß sein. Die Rätsel des Daseins quälen sie erst dann, wenn und nur insoweit sie ihren eigenen Kreis verfinstern. [3]) (Aus einem Trostbriefe an Elise nach dem Tode ihres ersten Kindes. Ein herber Trank!) Daß Hebbel das Weib ausschließlich als Geschlechtswesen betrachtet, scheint aus dem folgenden hervorzugehen: „Das Weib hat alles, wenn sie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib, von dem hier die Rede sein kann, etwas verlangt, und wenn sie den Mann nachher zu pflegen und zu erfreuen sucht, so ist das vor dem sittlichen Gesetz durchaus nicht mehr, als wenn sie als Mädchen den Blumenstrauß, der ihr gefiel, mit Wasser begoß, damit die Blumen ihr um so länger duften." [4]) — „Das Weib liebt in dem Mann etwas Höheres, das sie zu sich herabziehen will, darum hört die Liebe auf, sobald sie erkennt, daß der Mann unter ihr steht." [5])

Die bisher zitierten Aussprüche entstammen alle der Periode vor seiner Verheiratung mit Christine Enghaus, sind zum Teil aus den Briefen an Elise Lensing entnommen und haben wohl alle mehr oder weniger auf Hebbels Verhältnis zu ihr Bezug. Jedenfalls predigen sie alles andere als Eman-

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 628. [2]) Vgl. Tgb. I, 699. [3]) Vgl. Tgb. II, 2932. [4]) Vgl. B. III, S. 204, Z. 29 ff. [5]) Vgl. Tgb. II, 1944.

zipation des Weibes, ja sie bekämpfen dieselbe aufs eifrigste. Hebbel bezeichnet es als ein Mittel zum Selbstmord für ihn, „einmal auf eine Stunde lang auf Gutzkow-Wienbargsche Weise an die Emanzipation der Ehe zu denken“.[1]) Die Judith bezeichnet er als eine Dichtung, die, aus dem tiefsten sittlichen Ernst heraus geschaffen, sich der Frauenemanzipation schroff gegenüberstellt.[2]) Denn in der Judith nämlich beabsichtigte der Dichter „die Tat eines Weibes, also den ärgsten Kontrast, dieses Wollen und Nichtkönnen, dies Tun, was doch kein Handeln ist“, zur Darstellung zu bringen.[3]) Trotzdem Hebbel die Emanzipation der Ehe theoretisch verwarf, so hat er sie doch praktisch ausgeübt, denn die Gewissensehe, die er vorschützte, ist eben keine Ehe, wenn man sie eines schönen Tages ohne große Zeremonie aufheben kann. Elise schrieb er: „Wir leben in einer Gewissensehe. Die Gewissensehe ist die erste und letzte Form aller Ehen. Wenn die bürgerliche Gesellschaft einen Kontrakt und die christliche eine sanktionierende Formel hinzugefügt hat, so ist das bei der Beschaffenheit des großen Haufens, der, da er innerlich ungebunden ist und bleibt, äußerlich durch Dinge, die ihm zum Teil imponieren und bei denen man ihn zum Teil festhalten kann, gebunden werden muß, sehr angemessen.“[4]) Auch versprach er ihr, freilich zu einer Zeit, da Elise der größten Schonung bedurfte — sie sah nach dem kurz zuvor erfolgten Tode ihres ersten Kindes wiederum der Niederkunft entgegen —, daß er der äußeren Form genügen wolle, sobald die Umstände es ihm gestatten würden, doch der Fall ist nie eingetreten. Um Elise über das Unregelmäßige ihrer Verbindung zu beruhigen, zitiert er Hamann, Goethe, Hegel, Thorwaldsen als Beispiel, doch ohne, wie wenigstens die ersten drei, auch die Konsequenzen seiner Handlung voll und ganz auf sich zu nehmen. Er erklärt Heiraten als das Entsetzlichste für ihn, da es den Himmel

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 1593. [2]) Vgl. Tgb. II, 2324 u. B. II, S. 103, Z. 15ff. [3]) Vgl. Tgb. I, 1802. [4]) Vgl. B. III, S. 35, Z. 29ff., siehe auch ibid. S. 19, Z. 15f. u. S. 77, Z. 27f.

auf Bouteillen ziehen heiße; findet, daß in der Ehe etwas Versteinerndes liege und daß die Frau immer zur Medusa oder zum Todesengel für das eigentliche Leben des Mannes werde;[1]) begründet die Abneigung artistischer Naturen gegen die Ehe durch den Umstand, daß sie von allem schönen Menschlichen den Duft abstreife, indem sie es zwingen wolle, länger zu dauern als es in den meisten Fällen kann;[2]) ja er bezeichnet den förmlichen Abschluß der ehelichen Verbindung als entweder überflüssig oder frevelhaft.[3]) So zweifelt er an der Dauer der Liebe und nennt sie die Mordbrennfackel der Sinnlichkeit.[4]) Später kam er allerdings zu der Ansicht, daß sie zum freiwilligen Abschluß der Ehe unbedingt vonnöten sei.[5]) „Darum sündigt ein Weib, das Liebe gibt, ohne Liebe zu empfangen; die Strafe trifft nicht sie allein.“[6]) Die Schuld wälzt er aber soviel wie irgend möglich auf Elise Lensing ab. Ich denke nicht daran, über Hebbels Handlungsweise zu Gericht sitzen zu wollen, halte es aber für einen kleinlichen Charakterzug, daß er sich auf alle Fälle reinzuwaschen strebt.[7]) Dabei redet er von jämmerlichen Sophis-

---

1) Vgl. B. I, S. 202, Z. 18 f. 2) Vgl. Tgb. II, 2772. 3) Vgl. ibid. 1967. 4) Vgl. B. I, S. 136, Z. 21 u. Tgb. I, 593. 5) Vgl. B. III, S. 322, Z. 23. 6) Vgl. Tgb. III, 3873.

7) Ich bin der Meinung, daß Hebbel von der sittlichen Notwendigkeit seiner Handlungsweise durchaus überzeugt war; doch zwingt das den Beurteiler keinesfalls, dieselbe gleichfalls anzuerkennen, während er andererseits eine unbedingte Verurteilung vielleicht entschieden ablehnt. Kulke tat diesbezüglich den Ausspruch: „Das Mädchen, das ihm alles gegeben, mag man beklagen; aber bevor eine landläufige Moral Hebbel verurteilt, sei bedacht, daß er nach einem ihm innewohnenden Gesetz gehandelt hat. Und diese Treue sich und der eigenen Natur gegenüber, um einer würdigen und erhabenen Sache willen, hat niemand das Recht, unsittlich zu nennen.“ Vgl. Münz, B., Fr. Hebbel als Denker, Wien und Leipzig 1906, S. 49. Doch auch der Bauernsohn, der die arme Dienstmagd verläßt, um einen Bauernhof zu erheiraten, handelt auch nach „einem ihm innewohnenden Gesetz“, welches ihn antreibt, sich zu bestreben, ein reicher, dicker Bauer zu werden, für ihn wenigstens „eine würdige und erhabene Sache“, und es ist gern möglich, daß er von der sittlichen Notwendigkeit seiner Hand-

men,[1]) deren sich Elise bedient habe, als er den Bruch herbeiführte, um durch die Ehe mit einer anderen seine bürgerliche Existenz sicherzustellen, denn auf eine unwiderstehliche Leidenschaft wagt er sich selbst nicht zu berufen.[2]) Ihm genügt die Ueberzeugung, daß er sich und der Welt schuldig sei, seine dichterische Begabung um jeden Preis zu erhalten. Hebbel gebrauchte immer einen besonderen Maßstab zur Bewertung seiner eigenen Handlungen. In einem Briefe an die „Illustrierte Zeitung" schreibt er zum Beispiel: „Die Sterblichkeit ist in Wien ohnehin groß, 1 : 24, und die Moralität scheint eben auch nicht im Steigen begriffen, da nach dem von dem Ministerialsekretär Dr. Fischer in der Gesellschaft der Aerzte erstatteten Bericht jährlich auf 102 eheliche Geburten 98 uneheliche kommen."[3]) Quod licet Jovi non licet bovi. Oder rettet Hebbels Gewissensehe, die er so sans façon auflöste, als es ihm gefiel, etwa die Moralität?

Nach seiner Verheiratung mit Christine Enghaus änderten sich Hebbels Ansichten über die bürgerliche Einrichtung der Ehe gewaltig. Er weiß jetzt von der unermeßlichen Bedeutung der Ehe für Staat und Gesellschaft zu reden,[4]) die er zwar schon früher anerkannt hatte, solange man ihn selbst damit nicht behelligte, und erklärt es für „ein Unglück, wenn der Mensch in die unnatürlichen Verhältnisse, wie sie unsere Zeit fast notwendig mit sich bringt, so tief verwickelt wird, daß er sich an der Ergänzung seines Wesens durch

---

lungsweise fest überzeugt ist. Dann müssen auch wir dieselbe eigentlich zugeben; wir verwerfen nicht seine Tat, sondern das Ziel seines Strebens als der angewandten Mittel nicht würdig. Nun gibt es aber wohl viele, die turmhoch über der landläufigen Moral stehen und die trotzdem Hebbels Handlungsweise oder richtiger das Ziel seines Strebens im Verhältnis zu dem Mittel, dessen er sich bediente, es zu erreichen, verwerfen. Das absprechende Urteil wird sicher verschärft durch den Umstand, daß der Künstlerstand von vornherein Sonderrechte auf dem Gebiete der Sittlichkeit für sich in Anspruch nimmt.

[1]) Vgl. B. III, S. 341, Z. 19ff. [2]) Vgl. Tgb. III, 3873, Z. 76ff. [3]) Vgl. W. X, S. 291, Z. 31 ff. [4]) Vgl. Tgb. III, 4357 u. Tgb. I, 1478.

ein geliebtes Weib zu lange verhindert sieht".[1]) Seine Bewertung des Weibes hat sich aber nicht erheblich geändert, zwar fragt er: „Wer nicht im Weibe das Ideal sieht, wo soll der es überhaupt noch sehen, da das Weib in seiner Blüte doch offenbar die idealste Erscheinung der Natur ist."[2]) Ihre Stellung als geistiges Wesen hat sich jedoch nicht besonders in seinen Augen gehoben, denn er schreibt einen Monat nach seiner Hochzeit: „Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geistes imponiert, aber wohl durch Tiefe des Gemüts. Im Gemüt wurzelt die Kraft des Geschlechts, mag die Kraft einzelner Individuen auch allerdings im Geiste wurzeln. Reizenderes gibt es nicht, als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geist beleuchtet zu sehen."[3]) Manchmal aber war diese Beleuchtung in des Wortes anderem Sinne reizend für ihn, doch nie um ein Auskunftsmittel verlegen, erklärte er sich seine Ehestandsfehden folgendermaßen: „Das Weib muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein, und weil sie nun in jedem einzelnen Fall prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vis-à-vis befindet, imstande ist, das ihm seinem Geschlecht nach zustehende Recht auszuüben. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sie's erreicht."[4]) Wir dürfen überzeugt sein, daß Hebbel sein möglichstes getan hat, seine Frau — nicht unglücklich zu machen. Den Vorwurf aber, daß er die Emanzipation der Frauen angestrebt habe, darf er mit gutem Gewissen und unbedingt zurückweisen.

„Henrik Ibsen ist Frauenrechtler mit Leib und Seele, soweit man einem Dichter, der den Spuren der Natur folgt, so etwas nachsagen darf,"[5]) findet Steiger. Das ist die allgemeine Ansicht, so schreibt Berg: „Es folgen (auf Catilina) die heroisch und historisch mythischen Gestalten, die aber alle nur dazu dienen, das Verhältnis von Mann und Weib,

---

[1]) Vgl. B. IV, S. 42, Z. 26 ff. [2]) Vgl. Tgb. IV, 5653. [3]) Vgl. Tgb. III, 3635. [4]) Vgl. Tgb. IV, 5648. [5]) Vgl. Steiger, E., loc. cit., 1. Band. S. 179.

von Individuum und Gesellschaft zu symbolisieren. Genau wie bei Kleist und Hebbel. Penthesilea, Judith, Brunhild, Hjördis, es sind nur verschiedene Namen für das moderne Weib, das sich auflehnt gegen die Herrschaft des Mannes, mit ihm ringt oder sich in ihrem ‚Weibempfinden' gekränkt fühlt und sich rächt oder entartet." [1]) — „Die Versäumnis gegenüber dem Weibe, das ist die Hauptanklage, die Ibsen gegen die heutige Gesellschaft erhebt," erklärt E. Holm. [2]) Derartige Aeußerungen ließen sich bis ins Endlose aneinanderreihen. [3]) Und trotzdem ist es nicht richtig, daß Ibsen von Anfang an nichts als Verhältnis zwischen Mann und Weib dargestellt hat oder darstellen wollte.

In dem Bestreben, die absolute Konsequenz in Ibsens Entwicklung recht augenscheinlich zu machen, hat man wiederholt die beiden Frauengestalten in Catilina als die Urbilder aller Frauengestalten, die in den Dramen Ibsens vorkommen, bezeichnet; so schon Jaeger [4]) und so auch noch R. Woerner. [5]) Doch bin ich mit E. Reich der Meinung, daß es zwar verlockend ist, „im Catilina schon den ganzen Ibsen in nuce zu erblicken, allein man täte damit dem Lebenswerk des Dichters unrecht". [6]) Diese Aurelia und Furia

---

[1]) Vgl. Berg, L., Henrik Ibsen, S. 95. [2]) Vgl. Holm, E., loc. cit. S. 22.

[3]) Die Beziehungen, die zwischen den Hebbelschen und Ibsenschen Frauengestalten bestehen, sind schon vielfach nachgewiesen worden; R. M. Werner, S. Friedmann, E. Gnad, H. Landsberg, L. Berg, A. Bartels, K. Böhrig, P. Bornstein, kurzum fast jeder, der in den letzten zwei Jahrzehnten über Hebbel geschrieben, hat auf seine Beziehungen zu Ibsen hingewiesen. Besonders Herodes und Mariamne, Gyges und sein Ring und die Nibelungen sind mit Ibsen in Verbindung gebracht worden; die Julia wird als eine Vorwegnahme der Gespenster bezeichnet. Es würde hier zu weit führen, falls ich zu allen derartigen Ausführungen Stellung nehmen oder dieselben auch nur erwähnen wollte. Nur bei besonderer Veranlassung werde ich auf dieselben näher eingehen.

[4]) Vgl. Jaeger, H., Henrik Ibsen, deutsche Uebersetzung, S. 35; englische Uebersetzung, S. 48. [5]) Vgl. Woerner, R., op. cit. S. 42. [6]) Vgl. Reich, E., op. cit. Fünfte Auflage. S. 15.

sind leblose Schemen, die nur den Zwiespalt in Catilinas Innerem darstellen, und dieser Zwiespalt ist ganz konventioneller Art. Auch die Frauen der mythisch-historischen Dramen sind schattenhaft und wenig individualisiert. Nur Hjördis (Nordische Heerfahrt) macht hierin eine Ausnahme. Aber ihr ganzes Valkyrentum, ja sogar ihre Uebermenschenmoral war schon in den Vorbildern, die Ibsen benutzte, enthalten. Höchstens das Geschlechtslose ihrer Liebe könnte man dem Dichter allein zuschreiben. Daß der Charakter dieser Vorbilder Ibsen zur Wahl des Stoffes veranlaßt hat, ist durchaus wahrscheinlich; doch er verfiel in erster Linie durch sein Studium der älteren nordischen Literatur auf denselben. Schon der Umstand, daß die in dem Stück verwerteten Motive allen möglichen Sagen entnommen sind, weist darauf hin.[1]) Wenn sich auch die beiden gegensätzlichen Frauentypen bereits in Ibsens frühesten Dramen nachweisen lassen, wenn er auch von Anfang an eine große Sympathie für die wilden, selbstherrischen Frauen an den Tag legte, so waren diese doch nicht das Ideal, welches dem Dichter im ersten Teile seiner Entwicklung vorschwebte. Dieses findet vielmehr Verkörperung in der langen Schar von selbstlosen Dulderinnen, in den Frauen, deren Größe im Entsagen liegt. Der Umschwung setzt eigentlich erst mit den Stützen der Gesellschaft ein. Furia, Frau Inger, Hjördis haben durchaus nichts mit der Frauenemanzipation zu schaffen. Ebensowenig Schwanhild (Komödie der Liebe): „So modern Schwanhilds ruhig-überlegene Besonnenheit anmutet, so unmodern ist ihr endgültiges Verhalten dem Manne gegenüber. Sie beansprucht keine Rechte, sie gehört in die Reihe der Frauengestalten, wie sie Ibsen vor Nora nicht zu schildern ermüdete, der Frauen, die nichts begehren, als sich in Liebe für den Mann zu opfern.“ In dem Charakter der Selma (Bund der Jugend) ist der erste deutliche Anklang der veränderten Stellung Ibsens zu den Frauen zu finden.

---

[1]) Vgl. das betreffende Kapitel in Woerner, R., op. cit. S. 68ff.

Auch Brandes sagt, daß die neuen Ideen über die Selbständigkeit der Frau Ibsen zuerst abgestoßen hätten.[1] Sein Eintreten für das Recht der Persönlichkeit der Frau, auch der Ehefrau, war eigentlich nur das notwendige Ergebnis seines Einstehens für das Recht der Persönlichkeit überhaupt. Wir werden sehen, daß Hebbel aus ähnlichen Ursachen trotz der feindseligen Stellung, die er der sogenannten Emanzipation des Weibes gegenüber einnahm, zu ganz ähnlichen Resultaten gelangt ist. Man tut wohl daran, sich klarzumachen, daß das Recht der Frau, ihr eigenes Leben zu führen, ihre eigene Persönlichkeit zu bewahren und zu entwickeln, mit der Frauenemanzipation nichts zu tun hat, wenigstens nicht mit den Bestrebungen, die man gewöhnlich unter diesem Namen zusammenfaßt. Die radikalen Vertreter der Frauenemanzipation begehen sogar fortwährend Eingriffe in das Recht der Persönlichkeit, indem sie ihre eigenen Anschauungen der gesamten Menschheit aufzuzwingen suchen. Allerdings sind sie mit der Entschuldigung schnell bei der Hand, daß sie ihren bedauernswerten Mitschwestern die Augen öffnen müssen.

Im Laufe der Zeit hatte sich Ibsen indessen sogar dahin bekehrt, gewisse Forderungen im Interesse des ganzen weiblichen Geschlechts zu stellen, d. h. die Befreiung der Frauen von gesetzlichem Zwang u. s. w. zu fordern. Seine Anschauungen zeigten seinerzeit auffallende Aehnlichkeit mit denen der Masse. Auch für ihn ist die Frau das arme, wehrlose Opferlamm, das von den grausamen Wölfen, den Männern, immer wieder und wieder zerfleischt wird. So äußert er sich anläßlich einer Gesetzesvorlage auf Gütertrennung zwischen Ehegatten: „Hätte sich die Majorität des Storthings mit ehrlichem Interesse dem Vorschlag Berners angeschlossen, so hätten sie die Vorlage nicht den Kommunalbehörden zur Begutachtung übersandt. Sie hätten überhaupt keine Erklärung von den Männern verlangt, sondern von den Frauen. Die Männer in einer solchen Sache um

---

[1]) Vgl. Brandes, G., Henrik Ibsen, S. 30.

Rat fragen, ist dasselbe, wie die Wölfe fragen, ob sie die Vermehrung der Schutzmittel für die Schafherden wünschen." [1]) Wie die Erfahrung gelehrt hat, haben die Wölfe doch für die Vermehrung der Mittel zum Schutze der Lämmer gestimmt, ganz so schlimm können die Wölfe also wohl doch nicht sein, oder wären die Lämmer vielleicht nicht so wehrlos, wie man uns glauben machen möchte?

Die Annahme, daß er in seinen Dramen absichtlich oder auch nur bewußt für die Sache der Frauen eingetreten sei, wies Ibsen indessen am Spätabende seines Lebens mit großer Entschiedenheit zurück. In einer Rede am 28. Mai 1898 im Norwegischen Verein für Frauenrechte (Norsk Kvindesagsforening) erklärte der greise Dichter: „Ich bin kein Mitglied des Vereins für Frauenrechte. Alles, was ich je gedichtet habe, ist nie aus einer bewußten Tendenz hervorgegangen. Ich bin mehr Dichter, weniger Sozialphilosoph gewesen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt scheint. Ich danke für Ihren Toast, aber ich muß die Ehre ablehnen, daß ich je bewußt für die Sache der Frauen gewirkt haben soll. Ich bin mir nicht einmal im klaren darüber, was die Sache der Frauen eigentlich ist. Für mich ist sie eine Sache der Menschheit gewesen. Und wenn man meine Bücher aufmerksam liest, so wird man das erkennen. Es ist wünschenswert, die Frauenfrage so nebenher zu lösen; aber das war nicht die einzige Absicht. Meine Aufgabe war, Menschen zu schildern." [2]) Dessen sollte sich besonders E. Holm erinnern, der eine ganze ökonomische Theorie aus den letzten Dramen Ibsens aufbaut oder hineinbaut. Anfänglich war Ibsens Sympathie entschieden auf der Seite der selbstlosen Frauen, der opferwilligen Mütter, Schwestern und Gattinnen. In den Kronprätendenten allein, eines der besten und wichtigsten Ibsenschen Dramen, haben wir eine ganze Reihe derartiger Frauengestalten: Inga die Königsmutter, Skules Gattin Ragn-

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 336 und Anmerkungen, S. 496. [2]) Vgl. V. X, S. 526.

hild, seine Schwester Sigrid und seine Jugendgeliebte Ingebjörg, Margarete, die Gattin Haakons, sie alle kennen nur ein Ziel, eine Pflicht und einen Willen: das Glück ihrer Männer, Anerkennung des größeren Rechtes der letzteren, stilles Dulden und Ergebung in deren Willen. Dabei bekunden sie allerdings bereits ein starkes Persönlichkeitsgefühl, das oft im Innersten verletzt wird; doch sie streben nicht danach, ihre eigene Persönlichkeit durchzusetzen, oder richtiger, es ist ihr innerstes Wesen, sich aufzuopfern und unterzuordnen; sie beklagen sich nicht so sehr wegen der Nichtachtung ihrer Persönlichkeit um des eigenen Leides willen, als vielmehr, daß sie, unverstanden und auch unterschätzt, ihren Gatten, Söhnen, Brüdern nicht sein können, wozu sie ihre Seelengröße befähigt. Dieses Uebersehen der Frauen seitens der Männer finden wir allerdings später in den Gesellschaftsdramen wieder. In den Kronprätendenten sind manche Anklänge an Hebbels Herodes und Mariamne enthalten. Margarete wählt zwischen den Eltern und dem Gatten, wie Mariamne zwischen Mutter und Bruder und dem Gatten; der Ausfall ist bei beiden derselbe. Aber wenn auch Haakon seine Gattin lange unterschätzt, so begegnet er ihr doch mit Offenheit und Vertrauen; er teilt Margarete das über ihren Vater verhängte Todesurteil mit, sobald er es nur gefällt hat, und Margarete erkennt es in einfachem Vertrauen auf Haakon als gerecht an, wie auch Mariamne in der Beseitigung ihres Bruders kein Verbrechen, sondern nur eine traurige Notwendigkeit sieht, wegen der sie dem Könige nicht Groll oder Haß entgegenträgt. Doch Herodes ist eigentlich nur von der Notwendigkeit, nicht aber auch von der Gerechtigkeit seiner Handlungsweise überzeugt, weshalb er Mariamne die Tat nicht mit offenem Antlitz einzugestehen wagt; für Haakon wird die Tat eben dadurch zu einer Notwendigkeit, daß die Gerechtigkeit dieselbe erfordert. Aus dem Zweifel des Herodes an der Gerechtigkeit seiner Handlungsweise entspringt sein Mangel an Vertrauen und daraus eben das tragische Geschick beider Gatten. Friedmann sagt

von Mariamne: „Sie verzeiht ihm (Herodes) schließlich und verlangt nur, daß von dem toten Bruder nicht mehr gesprochen werde." Das ist aber grundfalsch. Gerade aus dem Umstande, daß Herodes die Ueberzeugung von der sittlichen Berechtigung seiner Handlungsweise, das Vertrauen in die Liebe und den Gerechtigkeitssinn Mariamnes mangelt, entwickelt sich die Katastrophe des Stückes. Fände er den Mut, seine Tat offen zu bekennen, so wäre der Grund des Mißtrauens und der Entfremdung zwischen den Gatten sofort gehoben, und gerade auf diese baut sich das ganze Stück auf.[1])

Auch die nächsten Dramen Ibsens: Brand, Peer Gynt, Kaiser und Galiläer, verherrlichen das Ideal des selbstlosen Weibes, dessen Leben in dem des geliebten Mannes aufgeht. Dr. Ella Kretschmer erblickt in Agnes (Brand) schon eine Vorstudie zur Nora (Puppenheim), das heißt aber in der Tat die Vorstudien an den Haaren herbeiziehen.[2]) Der Umstand, daß sich Agnes von dem schwachen, nur heiteren und sinnlichen Lebensgenuß heischenden Ejnar ab- und dem starken Pflichtmenschen Brand zuwendet, läßt doch wirklich

[1]) Münz, B., loc. cit. S. 77 f., findet die Handlungsweise Mariamnes unwahrscheinlich; überzeugt mich jedoch nicht. Mariamne ist ein Weib, erfüllt von einem höchst empfindlichen Stolze, der in ihrer Herkunft und Erziehung genügend begründet ist, von dem richtigen Gefühl des Wertes ihrer eigenen Persönlichkeit und von leidenschaftlicher, bedingungsloser Liebe zu Herodes. Daß sie sich über die Ermordung ihres Bruders hinwegzusetzen vermag, läßt sich leicht aus den damals herrschenden Anschauungen und Zuständen erklären. Herodes hat sie aber tödlich verletzt, und es besteht für sie überhaupt keine Existenzmöglichkeit mehr; der Gedanke an die Zukunft ihrer Kinder kann daran nichts ändern. Das wirkliche Leben bietet uns Beispiele im Ueberfluß, daß die Mutterpflichten zurücktreten müssen, wenn es sich um eine leidenschaftliche Liebe des Weibes handelt. Und warum sollte die heißblütige, leidenschaftliche Jüdin nicht daran denken können, sich noch durch ihren Untergang an dem Manne zu rächen, der ihre Liebe verkannt und sie in den Tod getrieben hat?

[2]) Vgl. Kretschmer, Dr. Ella, Ibsens Frauengestalten. Stuttgart 1906. S. 48 ff.

nicht darauf schließen, daß Agnes sich in ihrem persönlichen Werte verletzt fühlt. So erinnert Peer Gynts Mutter Dr. Ella Kretschmer an Inga, die Mutter Haakons. Solveig (Peer Gynt) wird mit den Worten abgetan: „Von diesen beiden letzteren (Ingrid und Solveig) erfahren wir nicht viel. Sie sind recht oberflächlich, sie haben sich in den hübschen und immer liebenswürdigen (?) Peer Gynt verliebt, von dem sie sich entführen lassen. Aber als er sie im Stiche läßt, kehren sie, zwar etwas deprimiert, jedoch getröstet, ins Elternhaus wieder zurück." Dr. Kretschmer hat augenscheinlich nur eine sehr dunkle Ahnung von dem Drama Peer Gynt; ob es in bezug auf die anderen Stücke besser steht, wage ich nicht zu entscheiden. Reich findet: „Der Träger der Hauptrolle ist Peer, die Heldin des Dramas ist Solveig." Und diese Gestalt tut Kretschmer mit jenen Worten ab. Woerner ist zu dem Schluß gekommen: „Weil Peers ideales Selbst, makellos wie es dem Gottgedanken entsprungen, immerdar in Solveigs Herzen gelebt, wird seinem irdischen Selbst der schmählichste Lebenswandel verziehen. Mit ungläubigem Staunen vernimmt er solche Heilsbotschaft und wir mit ihm.

„Goethe hat dem Ewigweiblichen läuternde Kraft zugeschrieben, doch nur bei tätiger Mitwirkung des Gefallenen. ‚Wer immer strebend sich bemüht!' . . . Paludan-Müller schon durchbricht diese Einschränkung, sein Adam Homo ist ein Wicht bis zum letzten Atemzug, aber er schickt wenigstens den von Alma unverdienterweise Befreiten zu einigem Ersatz ins Fegefeuer. Ibsen nun läßt ohne Bedingung Gnade für Recht ergehen bei später, erzwungener, zweifelhafter Reue. Seine Erlösungslehre ist die bequemste und nach den möglichen Folgen die bedenklichste. Nur eine beinahe religiöse Ueberzeugung vom Wert und Gnadenamt des ‚unschuldigen Weibes' macht den Schluß des Peer Gynt überhaupt begreiflich." [1])

Es liegt aber keine zwingende Notwendigkeit vor, den

---

[1]) Vgl. Woerner, R., op. cit. S. 258.

Schluß so aufzufassen, ja diese Auffassung scheint sogar direkt unmöglich, denn „Solveigs edle entsagende Liebe erhöht Peers Schuld mehr, als daß sie ihn freisprechen könnte". [1]) Petsch ist der Meinung, daß der Lebenslauf Peers keineswegs beendet sei, daß er nur in der Obhut Solveigs einschlafe, um Kräfte zum neuen Lauf zu sammeln. „Denn nirgends hat der Dichter gesagt, daß Peer Gynt in ihren Armen stirbt, und es heißt ihn gründlich mißverstehen, wenn man glaubt, der Held habe seinen Lauf vollendet. Ibsen wollte nur sagen: Wenn irgend etwas den einmal untreu Gewordenen zum wahren Leben zurückführen kann, dann ist es gewiß die Rückkehr zum alten Ideal, das Sichanklammern mit allen Kräften der Seele an die einst verlassene Jugendliebe." [2])

In Kaiser und Galiläer ist es auch Makrina, das reine Weib, im Bunde mit welcher Julian als williges, anstatt als widerstrebendes Werkzeug seine Aufgabe hätte lösen können. Die Rechte der Frau werden in all diesen Dramen kaum berührt, noch leiden dieselben durch den Mann irgendwelche Einbuße, da das Weib eben im Manne aufgeht. Im schroffen Gegensatz zu Nietzsche, bei dem das Weib nur erniedrigt, zieht es bei Ibsen mit wenigen Ausnahmen hinan. (Hebbel hat seinen Glauben an die erlösende Kraft des schuldlosen Weibes in Genoveva dargetan.)

Allmählich hatte sich aber Ibsens Auffassung von der Bestimmung des Weibes geändert. Auch für dieses fordert er nun das Recht ungehinderter Selbstentfaltung; ja er macht ihm die Erhaltung und Entwicklung der eigenen Persönlichkeit geradezu zur Pflicht. Ehe es derselben nicht Genüge geleistet, ist es überhaupt nicht befähigt, andere Pflichten zu erfüllen. Die Individualität des Weibes scheint Ibsen aber am meisten in der Ehe bedroht; und so wird das Verhältnis der Geschlechter zueinander, wie es sich in der Ehe ent-

---

[1]) Vgl. Reich, E., op. cit. Fünfte Auflage. S. 132 u. 134. [2]) Vgl. Petsch, R., loc. cit. S. 74 f.

wickelt, nunmehr der Mittelpunkt der Ibsenschen Werke, und zwar in fortwährend aufsteigender Linie. Doch verschwinden die selbstlosen, opferwilligen Frauen jetzt nicht etwa aus den Dramen des Dichters, aber eines bringen sie nicht mehr zum Opfer, für eines kämpfen sie unablässig: das Recht ihrer eigenen Persönlichkeit. Auch bei Hebbel finden wir immer wieder und wieder dieses Problem als den Mittelpunkt seiner Dramen, ja wir finden sogar die Ibsenschen Motive vielfach vorweggenommen. Aber in einem Punkte unterscheiden sich die beiden Dichter. Scheunert sagt: „Das Hebbelsche tragische Weib erringt unser Verständnis, oder unser Mitleid, oder beides; er (es?) spielt die Rolle eines oft inferioren, meist geplagten oder gequälten und immer gefährlichen noli me tangere." [1]) Obgleich dies vielleicht zu scharf ausgedrückt ist, so bezeichnet es doch im wesentlichen Hebbels eigene Stellungnahme zum Weibe durchaus zutreffend. Er hat nie am größeren Rechte des Mannes gezweifelt, und wenn das Weib an ihm zugrunde geht, so ist das eben ein Verhängnis, eine tragische Notwendigkeit, wie die, daß selbst das edelste und größte Individuum der Masse, wohlklingender der Gesamtheit weichen muß. Auch Ibsen führt uns eine lange Reihe von Märtyrerinnen der Ehe vor, aber seine Frauen sind fast immer überlegene Geschöpfe, während seine Männer dabei schlecht wegkommen. Wichte, Narren und Schwächlinge sind unter ihnen zahlreich vertreten. Landsberg ist allerdings der Ansicht: „Ibsen hat niemals gezögert, das Streben des Mannes als das bevorrechtigte anzuerkennen, ihn als denjenigen hinzustellen, der das höhere Prinzip im Leben vertritt. Er ist in dieser Hinsicht mißverstanden worden, weil er in einer bestimmten Periode seines Schaffens den wahren sittlichen Adel auf Kosten des Mannes seinen Frauen aufgeprägt hatte und so den Eindruck ihrer absoluten Ueberlegenheit erzeugte." [2]) Das kommt aber nicht einmal

---

1) Vgl. Scheunert, A., op. cit. S. 106, Anmerkung. 2) Vgl. Landsberg, Hans, Ibsen. Berlin 1904. S. 45 f.

in den späteren Dramen zur Geltung. Sogar eine Hedda Gabler, das dekadente Ueberweib, überragt bei weitem den lüsternen, feigen Gerichtsrat Brack, den willenlosen Eilert Lövbjerg, und nun vollends erst den Philister Jörgen Tesman, der seine Pantoffeln auf den Tisch setzt und Rührungstränen bei ihrem Anblick vergießen möchte. Und wo ist der Mann in diesem Stück, den man diesen einfachen, selbstlosen Frauen, der Tante Julia und Thea Elvsted, an die Seite stellen könnte? Doch ist es freilich richtig, daß diese überlegenen Frauen nichts sind als das Ideal, welches sich der Mann vom Weibe geschaffen hat und dem zuliebe er die Männer zur Folie herabdrückt.

Die gegenwärtig häufigste Form des ehelichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib ist nun nach Ibsen unsittlich und ungerecht. Die Wurzel des Uebels findet er in der konventionellen Ehe, die er zuerst in der Komödie der Liebe mit beißendem Hohn überschüttete. Und zwar richtet sich sein Angriff weniger gegen diese Ehe an sich, als gegen den hohlen und falschen Idealismus, mit dem die Menschen das Elend und die Nichtigkeit dieser Ehe zu bemänteln suchen. Bei seinem Erscheinen rief das Drama einen Entrüstungssturm hervor, und nicht ganz mit Unrecht, obschon man dem Dichter längst recht gegeben hat. Ibsen tritt hier wie Brand, fast möchte man sagen, wie Gregors Werle (Wildente) an die Gesamtheit mit einer idealen Forderung heran, die für die vielen unerfüllbar ist. Es ist ein trauriges Verhängnis, daß die gewiß ehrlichen und idealen Bestrebungen der Jugend so bald in der Sorge um die Notdurft des Lebens erstickt werden, daß zwar Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar, daß aber nur einige wenige die nötige Spannkraft besitzen, sich über die Erbärmlichkeit des Alltags zu erheben. Bei den meisten überwiegen in der Liebe von vornherein die sinnlichen Triebe, doch gerade diesen müssen sie, durch die asketische Moral unserer Gesellschaft gezwungen, ein ideales Mäntelchen umhängen, das sie naturgemäß auch dann noch nicht preisgeben, wenn die

Sinnlichkeit bereits schwächer geworden und an Stelle der Leidenschaft im besten Falle die heilsame Macht der Gewohnheit getreten ist. Es ist leicht verständlich, daß der Jüngling, der eben noch hochfliegende Pläne hegte, sich in den meisten Fällen um Amt und Brot bemüht, wenn er glaubt, die ihm bestimmte Lebensgefährtin gefunden zu haben. Das Interesse des Individuums unterliegt hier unbewußt dem Interesse der Gattung, wobei nicht zu vergessen ist, daß auch das Streben des Entsagenden der Gattung direkt oder indirekt zugute kommt. Was aber den Schein anbetrifft, den man betreffs der Ehe wie in hundert anderen Dingen zu bewahren sucht, so hat Hebbel unbedingt recht, wenn er sagt: „Nur der Innerlich-Schlechte kann in allem Kleinen das sein, was man wahr nennt." [1]) Auch in folgendem trifft er psychologisch durchaus das Richtige: „Den Schlechtesten selbst sollte man womöglich vor der Ueberzeugung schützen, daß er schlecht sei; schon mancher ist schlecht geworden, weil er sich zu früh für schlecht hielt." [2]) Außer den innerlich schlechten sind nur die wahrhaft großen Menschen der Wahrheit fähig, „denn nur sie können sich gestehen, was sie wirklich sind. Anderen ist die Wahrheit Feuer, das sie verzehrt". [3]) Hier handelt es sich jedoch nicht um die Wahrheit gegen andere, sondern gegen das eigene Selbst. Absolute Wahrhaftigkeit in unseren Beziehungen zu anderen bezeichnet Hebbel als eine unerfüllbare Forderung. Eine Komödie, an die sowohl die Zuschauer als auch die Aufführenden nicht im geringsten glauben, hat freilich keinen Wert. Als solche erschien Ibsen aber die Komödie der Liebe, die von und in der Gesellschaft immer und immer wieder aufgeführt wird, und er schaute voll Verachtung auf das herab, was im gewöhnlichen Leben als Liebe bezeichnet wird. Wie wir bereits gesehen, hatte auch Hebbel ursprünglich keine sehr hohe Meinung von der Liebe, und die Ehe gar erschien ihm als das Grab derselben.

---

1) Vgl. Tgb. II, 2104. 2) Vgl. Tgb. I, 1111. 3) Vgl. Tgb. II, 2089.

„Lotte hat Werthern genommen? Wie unvorsichtig und töricht!
Oder lobt er noch jetzt fort an dem Strumpf, den sie strickt?" [1])

Der reine Ibsen, wie er uns in der Komödie der Liebe entgegentritt. Die gewöhnlichen Ehen sind „Assoziationen zu gemeinschaftlichem Genuß", die wahre Ehe soll aber unter allen Umständen eine „Erziehungs- und Bildungsschule" sein. Hebbels Stellung zur Ehe und zur Liebe, wie auch die zur Gesellschaft änderte sich gründlich, nachdem er selbst diesbezüglich bessere Erfahrungen gemacht hatte.[2]) Ibsen stellt die Menschen immer vor eine absolute Entscheidung. „Die Forderung nichts oder alles gilt in allen Beziehungen des Lebens, der Liebe, in der Kunst u. s. w." [3]) Eine derartige hinsehenslose Liebe ist nun freilich selten, und es nimmt uns nicht wunder, daß wir in einer von Björnson, Ibsen, Lie und Kielland im Jahre 1882 an das Storthing gerichteten Eingabe die Behauptung aufgestellt finden, daß die Ehe im allgemeinen keineswegs auf Liebe begründet sei. Mit Kiellands Schriften bin ich nicht näher bekannt, doch soweit Björnson und Lie in Betracht kommen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der überwiegende Anteil an dieser Behauptung Ibsen auf die Rechnung zu setzen ist. Wo jedoch Liebe vorhanden ist, räumt er ihr das unbedingte Vorrecht ein. „Die Liebe ist ihm das höchste Sittengesetz, die denkbar stärkste Verbindung zweier Menschen, nicht nur, weil sie den Lebenstrieb stärker behauptet denn jede andere Verbindung, sondern weil sie dem Menschen zugleich die größten Opfer auferlegt, ihn zur Selbstlosigkeit des Strebens erzieht und damit seine Persönlichkeit von allen egoistischen Schlacken befreit. In der Liebe verbindet sich eine Zweiheit, die sich gegenseitig ergänzen," [4]) sagt Hans Landsberg. Von der Liebe, wie sie Ibsen sich vorstellte, gilt das auch in der Tat. Schon Hjördis erklärt: „Alles Gute darf der Mann dem treuen bewährten Freunde geben, nur nicht das Weib, das er liebt; denn tut er dies,

---

[1]) Vgl. W. VII, S. 233. [2]) Vgl. W. XII, S. 43, Z. 15 ff. [3]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 151 u. 497. [4]) Vgl. Landsberg, H., loc. cit. S. 45.

so zerreißt er der Nornen heimlich Gespinst und vernichtet das Lebensglück zweier Menschen. Es ist in mir eine untrügliche Stimme, die mir sagt, daß ich geschaffen wurde, dich in schweren Zeiten mit meinem starken Sinn zu erheben und zu tragen, und daß du geboren wurdest, damit ich in einem Manne alles fände, was mich groß und herrlich dünkt.“ [1]) Krogstad (Puppenheim) sagt, daß Frau Linde, die ihn geliebt, kein Recht hatte, ihn zu verstoßen, was ihre Beweggründe auch immer gewesen seien, und sie gibt ihm recht. Ella Rentheim (John Gabriel Borkman) bezeichnet Borkmans Verrat an ihrer Liebe als einen Mord an seiner eigenen und ihrer Seele, als das Verbrechen, für das es keine Vergebung gibt; auch Irene (Epilog) erhebt dieselbe Anklage. Borkman lehnt jede Schuld mit dem resignierten Bekenntnis ab: „Ja, jemand muß meistens untergehen bei einem Schiffbruch.“ Aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß dies die Ansicht Ibsens sein sollte. Im Gegensatz zu Solveig bestreitet Irene der Reue ihren entsühnenden Wert, in der sie nur eine Schwäche sieht. Rubek ist schlapp und schwach und voller Vergebung für seine Sünden, für alle Taten und Gedanken seines Lebens. Er hat ihre Seele zerstört, und dann stellt er sich selbst in Reue und Buße dar und glaubt, damit sei sein Konto beglichen. Dem Künstler wird hier das Recht bestritten, das Lebensglück anderer seinem Berufe zu opfern. Dem sinnlichen Element in der Liebe steht Ibsen überall feindlich gegenüber; das Verlangen der Hjördis ist geschlechtslos wie auch das der geläuterten Rebekka West; Brand weiß überhaupt nicht, was irdische Liebe ist, und Gottes Liebe, die ihm wohlbekannt, ist nicht weich und mild. Wo Ibsen die Sinnlichkeit zur Darstellung bringt, zeichnet er sie durchweg als abstoßend und unsittlich. Die Sinnlichkeit in Kaiser und Galiläer ist fast fratzenhaft, in der Gestalt der Helena ist das Sinnlich-Brutale mit dem Hysterischen gemischt; in Rita Allmers (Klein Eyolf) wird die Sinnlichkeit als rohe

---

[1]) Vgl. V. II, S. 108 (Nordische Heerfahrt, Akt III).

Brunst geschildert; das gilt auch von Maja (Epilog), die jedoch in ihrer ungeschminkten Geschlechtlichkeit weniger abstoßend wirkt als die raffinierte Rita; in Hedda Gabler endlich erscheint die Sinnlichkeit als feige Lüsternheit. Rosmer erblickt in seiner Freundschaft für Rebekka einen Treubruch an seiner Gattin, denn diese Freundschaft wird für ihn zur geistigen Ehe. Rebekka glaubt wohl anfangs, ihr leidenschaftliches Begehren nach dem Besitze Romers sei Liebe, doch sehr bald ändert sich ihre Anschauungsweise: sie kennt nur noch die große, entsagende Liebe, die mit dem Zusammensein zufrieden ist, alles andere — das häßliche, sinnliche Begehren hat sie weit hinter sich gelassen. Wie wir gesehen, war Hebbel der Meinung, daß Leidenschaft überhaupt keine Sünde begehen könne. Er sieht in der „Sinnlichkeit: Symbolik unstillbarer geistiger Bedürfnisse“.[1]) — „Oft ist es, als ob im Menschen ein hohes geistiges Bedürfnis erwachte, indem er ein körperliches befriedigt. Gewiß ist die Sinnlichkeit die Klaviatur des Geistes.“[2]) Am Christentum tadelt er, daß es den Menschen totschlage, damit er nicht sündigen könne.[3]) „Das Gelübde der Keuschheit ablegen heißt der Natur eine Grenze setzen in ihren heiligsten Strebungen.“[4]) Hier wird Keuschheit im gewöhnlichen Sinne gebraucht, Hebbel verlegt jedoch das entscheidende Moment gänzlich ins geistige Gebiet, wenn er das Wort im weiteren Sinne anwendet. So fällt für ihn in Emilia Galotti, falls Emilia wirklich zu befürchten hat, daß ihre Sinnlichkeit dem Andrängen des Prinzen erliegen würde, „die Katastrophe weg, soweit nämlich der Wille der Tochter Anteil daran hat; der Vater mag sie immerhin noch morden, um dem ihren Körper zu entreißen, der ihre Seele auf ewig besitzt. Emilia kann nicht mehr fürchten, verführt zu werden“.[5]) Ganz im Sinne dieser Anschauungsweise wirft er die Frage auf: „Warum haben die Menschen

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 907. [2]) Vgl. Tgb. I, 1110. [3]) Vgl. Tgb. I, 175. [4]) Vgl. Tgb. II, 2084. [5]) Vgl. Tgb. I, 1501.

gegen die Verbindung mit einem Mädchen, das ein anderer schon bis in die tiefste Seele hinein besaß, so wenig Abneigung, und warum wird diese Abneigung gleich so groß, wenn der Körper mit ins Spiel gekommen ist?"[1]) Die Heldin des Fragment gebliebenen Dramas Die Schauspielerin fühlt sich entehrt, da sie der Mann verlassen hat, dem sie ihre Seele — nicht aber ihren Körper — zu eigen gegeben hat.[2]) Wie ersichtlich, hat Hebbel eine völlig so übersinnliche Auffassung von der Keuschheit, wie Ibsen von der Liebe; die eine schließt aber notwendigerweise die andere mit ein, und der Unterschied zwischen den beiden Dichtern besteht hauptsächlich darin, daß Hebbel dem sinnlichen Elemente der Liebe nicht feindlich gegenüberstand.

Mir scheint es jedoch, als ob hierin in Ibsens letzten Werken ein Umschwung zu verspüren sei. Der Epilog kann sehr wohl als ein Klageruf und als ein Bekenntnis gedeutet werden, daß es verfehlt sei, die natürlichen Triebe irgendwelchem Streben zuliebe zu ertöten. Auch ist dem Dichter anscheinend die Ueberzeugung aufgegangen, daß das normale Weib vorwiegend als Geschlechtswesen zu betrachten sei. In vielen seiner Gesellschaftsdramen finden wir den Mutterinstinkt in den verschiedenen Frauengestalten stark vertreten, z. B. in Lona Hessel und Martha Bernick (Stützen der Gesellschaft), Frau Linde (Puppenheim), Tante Julia und Thea Elvsted (Hedda Gabler) u. s. w. Am deutlichsten aber spricht sich Ibsen in John Gabriel Borkman über die Bestimmung der Frau aus. Ella Rentheim erklärt: „Du hast mich um meine Mutterfreuden und um mein Lebensglück betrogen. Und auch um die Sorgen und Tränen einer Mutter. Und das, vergiß es nicht, dürfte vielleicht für mich der größte Verlust sein."[3]) Das ist aber wesentlich dasselbe wie das, was Hebbel in folgendem ausdrückt: „Das echte Weib ist seinem Gefühl nach nichts für sich, es ist nur etwas in seinem

---

[1]) Vgl. Tgb. III, 3879. [2]) Vgl. W. V, S. 167 u. 178. [3]) Vgl. V. IX, S. 404 (Akt II).

Verhältnis zu Mann, Kind oder Geliebten." [1]) Ja, Hebbel hält anscheinend sogar wie Nietzsche dafür, daß der Mann dem Weibe nur Mittel zum Zwecke sei, denn „das Weib, sobald es ein Kind hat, liebt den Mann nur noch so, wie er selbst das Kind liebt". [2]) Das gilt eigentlich auch von Ella Rentheim, sie sucht und findet einen Ersatz für ihre verratene Liebe in dem Sohne ihrer Schwester, solange ihr derselbe überlassen bleibt, doch ist es allerdings der Sohn des Mannes, den sie liebt. Wir erinnern uns, daß Ibsen den Frauen eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Menschheit zuerteilt hatte — und wer würde ihnen diese nicht zuerkennen —, „es sind die Frauen, die die Menschheitsfragen lösen sollen. Als Mütter sollen sie es vollbringen. Und nur als solche sind sie dazu fähig." Es gab aber eine Periode in Ibsens Schaffen, wo das Weib als Persönlichkeit, losgelöst von den Begriffen Gattin und Mutter, für ihn im Vordergrund stand, und der Eindruck, den die betreffenden Dramen hervorbrachten, steigerte die ohnehin schon vorhandene Einseitigkeit des Dichters um ein bedeutendes. Wenn wir von der skizzenhaften Gestalt der Selma (Bund der Jugend). absehen, so setzt dieser Zeitraum mit den Stützen der Gesellschaft ein. „Neuntes Kapitel: Die Frau als Dienerin der Gesellschaft" lautet eine der Ueberschriften in dem Buche, aus dem der Hilfsprediger Rohrland den Damen vorliest und gegen dessen Tendenz Ibsen vorerst zu Felde zieht. Die Frauen werden angeblich ganz besonders arg durch die Gesellschaft benachteiligt. Sie haben unendlich von den Sitten und Gewohnheiten zu leiden — sollte nicht für jeden tatsächlichen Nachteil ein ebenso aktueller Vorteil auf der Seite der Frauen zu finden sein? — und wollen sich nicht länger als Sache behandeln lassen. Welch wunderliche Blasen die Ibsenschen Dramen getrieben haben und wohl auch noch treiben, können wir aus folgender Stilübung entnehmen: „Hier aber liegt die Sache anders. Sie (Dina Dorf — Stützen

---

[1]) Vgl. Tgb. II, 2927 und B. III, S. 204, Z. 29 ff. [2]) Vgl. Tgb. II, 2052.

der Gesellschaft) hat nichts aufzugeben, soll aber etwas durch die Ehe empfangen. Das würde ungerecht sein. (Eine mathematische Gleichung ist also das Ideal der neuen Ehe!) Deshalb will sie sich selbst einen Namen schaffen, selbst etwas werden; dann gibt sie ihrem Gatten ihre große fertige Persönlichkeit. Sie ist sich selbst über jeden Schritt, den sie tut, sehr klar, darum liegt ihre ganze Gedanken- und Gefühlswelt auch so klar vor uns. Sie ist schon eine klassische Figur. Nach ihr muß die klassische Periode einbrechen (sic), die mit ‚Ein Puppenheim' oder ‚Nora', unter welch letzterem Namen das Stück seiner Hauptperson wegen genannt wird, beginnt." [1])

„Einen Namen schaffen", „ihre große fertige Persönlichkeit", „eine klassische Figur": Sancta simplicitas! Der arme Ehemann könnte einem wirklich leid tun; hoffentlich bleibt die Ehe kinderlos.

Ein Puppenheim treibt die Sache auf die Spitze; hier kommt die junge Frau nach achtjähriger Ehe plötzlich zu der Erkenntnis, daß sie ihrem Gatten nichts als ein Spielzeug gewesen sei, daß sie eigentlich auch nicht zu viel weiter etwas tauge, und deshalb verläßt sie Gatten und Kinder — um sich zur „Persönlichkeit" auszubilden. Psychiater und Juristen, d. h. Leute vom Fach, haben sich ernstlich mit der Nora beschäftigt; die Ibsenausleger haben die psychologische Wahrscheinlichkeit dieser Gestalt und ihrer Entwicklung angezweifelt oder verteidigt, gegenwärtig sind die meisten dahin gekommen, sie als durchaus folgerichtig zu bezeichnen. Der Schluß des Stückes ist besonders angefochten worden, doch der Dichter bezeichnete eine ihm abgedrungene Aenderung ausdrücklich als „eine barbarische Vergewaltigung" des Stückes. [2]) Unlogisch ist die Handlungsweise Noras allerdings: ihre alte Amme und ihr Mann, die das kleine Frauchen so hübsch mit verziehen halfen, sollen nun die Kinder

---

[1]) Vgl. Kretschmer, Dr. Ella, loc. cit. S. 64. [2]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 281.

zu vollwertigen Menschen heranbilden. Noch dazu sind sie sich nicht einmal bewußt, daß mit ihrer Erziehungsmethode irgend etwas nicht ganz so ist, wie es sein sollte. In Noras kleinem Köpfchen liegen die Dinge hingegen recht klar — nur mit der Logik steht es faul. Frau Lou Andreas-Salomé hat den Charakter der Nora mit liebevollen Händen seziert, und sie war sicher für diese Aufgabe besonders berufen. Die Verfasserin und Frau Nora sind nämlich jedenfalls Geistesverwandte, in beiden überwiegen Phantasie und Gefühl den Verstand bei weitem.[1]) Ferne sei es von mir, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen oder sie darum geringzuschätzen — nur ihre Schlüsse müssen wir etwas näher prüfen, ehe wir sie annehmen. Nach Frau Salomé ist Nora ein Kind, ein kleines flittergeschmücktes, festlich bereitetes Weihnachtsbäumchen, das des Mysteriums harrt, welches sie umflammen und verklären wird. „Nicht die Nüchternheit einer mühsam erarbeiteten Ebenbürtigkeit versteht sie ja unter ihrem Traum von der wahren Ehe, sondern vielmehr gerade das Wunder einer unbegreiflichen Liebe, die sie zu ihm emporhebt und die um so wunderbarer ist, je höher er, ein Gott, über ihr, dem Kinde, steht." (So eine Art Abgötterei mit einem lebendigen Götzen?) „Ihre ganze Emanzipation, ihr ganzes Verlangen nach selbständiger Entwicklung galt ja diesem Bedürfnis, war ja im tiefsten Grunde nichts anderes als das Verlangen

---

[1]) Das Buch der Verfasserin beginnt mit einem Märchen und bleibt dem märchenhaften Charakter bis an den Schluß getreu. Das Phantastisch-Schwärmerische tritt besonders in der Auffassung der männlichen Charaktere zutage. „Gregors (Wildente), der Vertreter dieser Forderung, der Träger dieser idealen Mission, scheint in der Tat unmittelbar von jenen höchsten, lichten Gipfeln zu kommen, zu den Frau Alving ihre Augen erhob. Als wäre ihr stummer, betender Gedanke dort oben Mensch geworden, so steigt Gregors von den Höhen seiner Idealität in das wirkliche Leben herab . . . So steht er da als eine beinahe kindliche Gestalt unter den verwunderten Durchschnittsmenschen, und dieser ungeheure Kontrast läßt ihn niemals auf dieser Erde festen Fuß fassen, niemals, trotz allem starken, durchbrechenden Willen, zu erfolgreichem Handeln gelangen. Vgl. Salomé, S. 77.

vor einem hohen Wunderbaren knien, sich hingeben zu dürfen." [1]) Das ist eine durchaus richtige Analyse, nur ein bißchen phantastisch ausgedrückt. Nur worin die „Männlichkeit dieses Kindersinnes" besteht, wird mir nicht recht klar; die demselben gleichzeitig zugeschriebene Streitbarkeit läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen — ist dies vielleicht die bewußte Männlichkeit?

Die Sache ist ganz einfach die: ein phantasiereiches, stark zum Idealisieren geneigtes, unerfahrenes junges Frauchen hat sich in ihrer Einbildung ein Idealbild von ihrem Ehegatten geschaffen. Nun ist aber derselbe ein schrecklich nüchterner, pedantischer und auch etwas feiger Pflichtmensch, was schließlich unter dem Drucke der Ereignisse auch Frau Nora nicht länger verborgen bleiben kann. Sie ist über die Enttäuschung empört, entrüstet, obschon Helmer sich nie die geringste Verstellung zuschulden kommen läßt, während sie ihm fortwährend eine Komödie vorspielt — gleichviel aus welchen Beweggründen. Er wird ihr plötzlich zum Fremden. In Hebbels Julia ist dieses psychologische Problem bereits dargestellt und jedenfalls viel klarer und richtiger erfaßt worden; doch sind die Rollen etwas vertauscht. Es ist hier der Vater, der sich solch ein Idealbild von der Tochter geschaffen und für den sie nun nicht länger existiert, als er die Entdeckung macht, daß sie diesem Bilde nicht entspricht, ja der sogar ein Scheinbegräbnis veranstaltet, um aller Welt darzutun, daß er keine Tochter mehr hat. Der Arzt und erprobte Freund des Alten bemerkt hierzu: „Aber er hat seine Tochter nie geliebt! Nur das Bild, das er sich von ihr machte! Freilich, wer liebt anders! Es ist nun einmal das Schicksal des Menschen, daß man ihn wegen Eigenschaften verehrt und anbetet, die er gar nicht besitzt, die ihm von anderen nur geliehen werden!" [2]) Eine solche Enttäuschung ist gewiß recht bitter für den Betroffenen, doch fällt immer ein Teil der Schuld auf ihn selbst zurück, das um so größer wird, je

[1]) Vgl. Salomé, loc. cit. S. 31 u. 47 f. [2]) Vgl. W. II, S. 135, Z. 19 ff.

weniger der erste dazu getan hat, diese Täuschung herbeizuführen oder aufrechtzuerhalten, Helmer hat eigentlich viel mehr Grund zur Klage als Nora, denn sie hat ihn fortwährend über ihren wahren Charakter getäuscht, absichtlich getäuscht, die — ihr meinetwegen aufgedrungene — Rolle der Puppe mit großer Gewissenhaftigkeit gespielt. Ob ihr der Gatte dieselbe hätte aufdringen dürfen, ob er Nora aus ihrem Puppenspiel hätte herausreißen müssen, falls sie sich demselben aus Gewohnheit oder eigenem Antriebe überlassen hatte, ist eine ganz andere Frage. Jedenfalls gibt es Männer, die ihre Frauen in der Tat nicht anders wollen, als diese Nora anfangs ist oder zu sein scheint, aber auch Frauen, die in einer solchen Stellung ganz und gar in ihrem Lebenselemente sind und nicht über dieses Niveau hinauskommen können, und wenn zehnmal der Mann darüber zugrunde gehen sollte. Wenn sich die Paare nicht richtig zusammenfinden, so hat der eine oder der andere Teil wohl darunter zu leiden. Man könnte aber mit größter Berechtigung ein Drama schreiben, in dem ein junges, leichtblütiges, leichtfertiges und lebensfreudiges, aber durchaus nicht etwa schlechtes Weib dadurch um ihr gesamtes Lebensglück betrogen wird, daß ihr der Gatte eine gegenteilige Auffassung vom Leben zur Pflicht macht, indem er sie durchaus zur Persönlichkeit erziehen will. Die Tragödie des unverstandenen Gatten hat ja zum Beispiel Hauptmann schon mehrmals geschrieben.

Im Puppenheim war Ibsen aber bewußt oder unbewußt Frauenrechtler; deshalb wird Helmer in recht parteiischem Lichte dargestellt. Daß seine Sinnlichkeit von der abstoßendsten Seite gezeigt wird, möchten wir noch hingehen lassen, das müssen sich bei Ibsen auch die Frauen gefallen lassen. Sein Wutausbruch bei der Entdeckung von Noras Betrug ist jedoch gar zu roh und würdelos; damit wir seinen Standpunkt ja nicht etwa falsch auffassen, legt ihm der Dichter die Worte in den Mund, daß durch das Verzeihen eines Fehltritts der Mann sich eigentlich ein doppeltes Eigentumsrecht auf seine Frau erwirbt. Welche Vorrechte der Mann sich nun

auch immer anmaßen mag, zum Eigentumsrecht dehnt er sie wohl doch nicht aus, er müßte denn gerade ein Orientale sein. Nora urteilt mit echter Frauenlogik, daß der Zweck das Mittel unbedingt heiligen müsse, deshalb müssen die Gesetze natürlich schlecht sein, die ihr nicht gestatten, ihren sterbenden Vater zu schonen und ihrem Gatten das Leben zu retten, gleichviel mit welchen Mitteln. Die Gesellschaft, die ihr dies verbietet, dürfte doch wohl im Unrecht sein. Auf das Interesse anderer kann sie natürlich keine Rücksicht nehmen, wo es sich um ihr eigenes Wohl und Wehe oder um das Leben ihres Gatten handelt, was dasselbe bleibt. Ihre Handlungsweise ist nicht ganz so selbstlos, als uns der Dichter gern glauben machen möchte, denn ihr Leben geht zu der Zeit in dem ihres Gatten auf: sie rettet nicht Thorvald Helmer das Leben, sondern sie rettet sich ihren Mann. Daß dies zwei ganz verschiedene Dinge sind, dürfte manchen nicht einleuchten. Hebbel würde sagen: es ist dasselbe, als ob sie einen Blumenstrauß begossen hätte, damit er ihr um so länger dufte. Doch am Schluß des Stückes ist es ihr aufgegangen, daß sie vor allem Mensch ist oder wenigstens versuchen muß, einer zu werden, daß sie Pflichten gegen sich selbst hat, in deren Erfüllung sie keine Rücksicht auf andere nehmen darf. Zudem muß sie auch ganz auf sich selbst gestellt sein, durch eigenes Nachdenken über alles ins klare kommen, um ihre eigene Erziehung zu bewerkstelligen. Bei der Unklarheit ihrer Begriffe wird das wohl ein Weilchen dauern, wenn Freund Heim ihr nur nicht zuvorkommt. — Während sie in Geldsachen eine wahrhaft göttliche Unkenntnis an den Tag legt, scheint sie mit anderen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs sehr vertraut; so erklärt sie ihrem Gatten mit fast juridischer Schlagfertigkeit, daß das Gesetz einen Mann aller Verpflichtungen gegen seine Gattin entbinde, falls sie sein Haus böswillig verläßt. Wahrscheinlich hat sie das in irgendeiner Kaffeegesellschaft aufgeschnappt, wo man den neuesten Eheskandal durch die Hechel gezogen. Sollte dort nicht auch gelegentlich eines oder des anderen Beamten Er-

wähnung geschehen sein, der sich der Fälschung oder Unterschlagung schuldig gemacht, um seiner Frau eine Badereise zu ermöglichen? So etwas kommt auch vor und gar nicht einmal so selten, und doch hat Nora in acht langen Jahren nie etwas darüber gehört. Doch freilich, von einem solch phantasievollen Frauchen dürfen wir keine Konsequenz erwarten. Brandes leitet übrigens die Genesis des ganzen Stückes von einer kümmerlichen Alltagsgeschichte her. [1])

Die in dem Stück enthaltenen Ideen über die Selbständigkeit der Frau, über das Recht der Individualität, auch der weiblichen, auch dasjenige der Ehefrau, ihr eigenes Leben und nicht das eines anderen zu führen, sind vollkommen einwandsfrei; nicht aber die Konsequenzen, die Nora davon herleitet, und noch weniger die Lehren, die viele aus dem Drama gezogen. So lesen wir: „Wie durfte man über ihr inneres Leben verfügen, ehe sie es selbst voll und bewußt zu eigen besaß? Wie durfte man sie einem anderen hingeben, ehe man sie sich selber gab? Wie zulassen, daß sie Mutter wurde und Kinder gebar, ehe der Mensch in ihr selber geboren, aus dem Banne des Kindischen befreit war? Bevor sie beide zwei ganze Menschen in voller Entwicklung geworden; wie konnten sie wissen, ob diese beiden Entwicklungen in demselben Ziel gipfelten? Wie konnten sie wissen, ob sie sich unlösbar verschmelzen, ob sie im tiefsten Sinne eines Geistes Menschen sein würden? Ob für sie das Höchste möglich war, das Seltenste, die Krönung des Menschentums: eine wahre Ehe?“ [2])

Das sind ziemlich viele Fragen auf einmal, und in der Tat: wie konnten sie wissen??? Soweit sich der Angriff gegen die zu frühe Heirat richtet, ist er begründet; doch kann es sich dabei in erster Linie nur um die körperliche Entwicklung handeln; es liegt aber nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß Nora zu der Zeit ihrer Heirat der

---

[1]) Vgl. Brandes, G., Henrik Ibsen, S. 30. [2]) Vgl. Salomé, loc. cit. S. 45.

körperlichen Reife ermangelte. Mit der geistigen Reife ist es hingegen eine eigene Sache, und der „ganze Mensch in voller Entwicklung“ ist nichts als ein leerer Schall. Man kann überhaupt nicht sagen, daß ein Mensch zu irgendeiner Zeit in seinem Leben voll und ganz entwickelt sei, denn das Leben als solches ist nur ein nimmer ruhendes Werden und Vergehen. Die Menschen aber, bei denen nach einem bestimmten Zeitpunkt keine nennenswerten Aenderungen mehr eintreten, bis der Verfall einsetzt, dürfen sich am wenigsten einer Entwicklung rühmen. Ob aber zwei Menschen eines Geistes sein würden, ob eine wahre Ehe zwischen ihnen möglich sei, das läßt sich nur durch die Ehe selbst entscheiden. Diese Fähigkeit des harmonischen Zusammenlebens kann nicht im voraus erworben werden, die Gatten müssen sie in der Ehe entwickeln. Je bedeutender die betreffenden Individualitäten, desto größer wohl in der Regel die gegenseitigen Reibungen und die Opfer, welche beide Teile bringen müssen. Wohl nur wenige sind so glücklich, gleich von Anfang an eine wahre harmonische Ehe miteinander zu führen. Menschen sind nun einmal keine Chemikalien, von denen man mit Sicherheit vorhersagen kann, wie sie aufeinander reagieren werden. Hebbel hatte ganz recht, wenn er die Ehe als Problem bezeichnete, das nur individuell zu lösen sei.

Auch er hat sich immer wieder mit dem Verhältnis der Geschlechter zueinander beschäftigt. Auch die Frauengestalten der Hebbelschen Dramen fordern Achtung für ihre Persönlichkeit, fühlen sich tödlich verletzt, sobald sie nur als Sache behandelt werden. Auch üben sie Rache für die ihnen zugefügte Ungerechtigkeit oder Schmach. Aber es ist keine unter ihnen, die sich in ihrem Innersten vernichtet fühlt, weil sie plötzlich die Entdeckung macht, daß ihr Mann nicht mit dem Idealbilde übereinstimmt, welches ihre Einbildungskraft von ihm entworfen hat. Die Situationen erscheinen zwar bei Hebbel manchmal erkünstelt, doch die Motivierung ist immer einwandsfrei und die Entwicklung folgerichtig und notwendig.

Trotz seines Hasses gegen alles, was an die sogenannte Emanzipation des Weibes erinnerte, stand er doch immer für das Recht des Weibes, für das Recht ihrer Individualität ein. Sein Erstlingswerk begründet sich sogar ausschließlich auf diese Auffassung. „Nur dadurch wird die Tat der Judith menschlich, daß sie sich selbst rächt, daß sie Mord gegen Mord setzt! Hätte sie nicht ihr Selbst an Holofernes verloren, so würde ihre Tat durchaus abscheulich sein.“[1]) So denkt Hebbel, trotzdem seine Judith Holofernes direkt herausfordert. Sie berührt sich darin mit Irene (Epilog), deren aufgeregte Sinne auch nach Rubek lechzen und die ihn doch töten würde, falls er sie berühren sollte. In Judith handelt es sich indessen nur um den Kampf zwischen den Geschlechtern, nicht aber um das Verhältnis zwischen den Ehegatten. Dieses wird in dem Drama Herodes und Mariamne aufgenommen, welches oft als eine Vorwegnahme des Problems in Puppenheim bezeichnet wird. Das gilt aber nur im bedingten Sinne. Mariamne geht an der Verletzung ihrer persönlichen Würde zugrunde, doch sie ist weit davon entfernt, sich dieserhalb aufzulehnen, sich ihren Pflichten als Gattin zu entziehen. Da sie Herodes nur ein Ding war und weiter nichts, so hat ihr Leben auch für sie selbst keinen Wert mehr, denn sie existiert nur in der Liebe für ihn. In ihrer Menschheit gekränkt, zu stolz, sich zu rechtfertigen, geht sie in den Tod. Ihr Geschick entspringt dem Umstande, daß sie in ihrer Auffassung der Zeit weit vorausgeeilt ist; dies gilt zwar auch von Herodes, dessen Vorsprung aber nur auf dem intellektuellen, der Mariamnes dagegen gänzlich auf dem spirituellen Gebiete liegt. So stehen die beiden Gatten einander gegenüber, unfähig, sich gegenseitig zu verstehen und ohne auf das eine oder das andere eine Schuld fällt außer dieser, daß sie eben diese und keine anderen Menschen sind. Mit Herodes und Mariamne verglichen erscheint Ein Puppenheim in der Tat als ein modernes Sackgassenstück.

---

[1]) Vgl. B. II, S. 87, Z. 19ff.

In Gyges und sein Ring handelt es sich um ein verwandtes Problem. Hier greift der aufgeklärte Verstand mit pietätloser Hand in das empfindsame Gewebe einer weltfernen Frauenseele. Rhodope wird durch diese Störung vernichtet, nicht ohne den schuldigen König mit in ihren Untergang hinabzuziehen. Wieder aber fehlt die Auflehnung, dem Könige gegenüber auch die Rechtfertigung. Hebbel war sich wohl bewußt, wie fern die Denkweise des Kandaules mehr noch als die Rhodopens dem modernen Bewußtsein liegt, und schrieb darüber an Karl Werner: „Es ist nicht leicht, sich aus der modernen Welt heraus in eine Anschauung zu versetzen, wonach das Weib bloß Sache war, und das wird nun einmal verlangt, wenn Kandaules nicht geradezu abscheulich erscheinen soll. Der alte Homer wäre zwar eine gute Vorbereitung, denn seine Griechen und Trojaner schlagen sich buchstäblich um Helena, wie um ein Möbel, das dadurch nichts an seinem Wert verliert, daß es von Hand zu Hand geht."[1]) In den Nibelungen ist es auch die Nichtachtung ihrer Persönlichkeit, was Brunhild zur Rache treibt. Ihm selbst (Siegfried) zum Weib zu schlecht, verschenkt, verhandelt, der Pfennig, der ihm eins verschaffte: das ist in der Tat mehr als Mord, wenigstens für unser Gefühl, und wir verstehen Brunhilds Schrei nach Rache nur zu wohl. Hebbel suchte ihre Tat dadurch noch zwingender zu motivieren, daß er sie dem Walten einer dunklen Naturmacht unterwarf, jener Liebe, welche „die letzte Riesin ohne Lust und ohne Wahl zum letzten Riesen treibt" und behauptet, daß bei ihm die ganze Brunhild „nur aus Liebe zu Siegfried besteht und es auch gleich durch ihr erstes Wort beim Eintritt der Werber verrät".[2]) Es gehört aber viel guter Wille dazu, wenn man dies aus der betreffenden Szene entnehmen will. Auch hat Woerner recht, wenn er sagt, daß diese mystische, wahllose Neigung die Tragik des Geschicks der Brunhild nicht erhöht.[3]) Und was

---

[1]) Vgl. B. V, S. 306, Z. 15 ff. [2]) Vgl. B. VII, S. 264, Z. 21 ff. [3]) Vgl. Woerner, op. cit. S. 80.

wird dabei aus dem Helden Siegfried? Ist seine Handlungsweise nicht unter allen Umständen ein unerhörter schmählicher Betrug?[1])

Das moderne Weib hat Hebbel nie in einem derartigen Konflikte dargestellt, wie überhaupt nur drei seiner Dramen Zustände der Gegenwart behandeln. In Maria Magdalene steht er zwar wiederum auf der Seite des Weibes, aber es ist nicht dessen Emanzipation, was er heischt; es ist ihm nur um den Nachweis zu tun, daß der starre gesellschaftliche Zwang der wahren Sittlichkeit direkt zuwiderläuft, daß ein durchaus sittliches Wesen an der verbildeten Moral der Gesellschaft und der Enge ihrer eigenen Anschauungsweise zugrunde geht. In Ein Trauerspiel in Sizilien wollte der Dichter die innere Fäulnis der Gesellschaft aufweisen; er hätte es Hüter des Gesetzes nennen können. Die einzige Frauengestalt, die in diesem Stück vorkommt, ist ein bloßer Schemen geblieben und erlaubt uns keinerlei Schlüsse. Folgende Stelle ist aber für Hebbels Wertschätzung der Persönlichkeit von Wichtigkeit:

„Und sie, sie sündigt sicherlich doch eher,
Wenn sie sich einem Vater, wie dem ihren,
Nicht widersetzt, als wenn sie endlich sich
Erinnert, daß sie ein Mensch ist wie er selbst.“[2])

Die Gestalt der Julia in dem gleichnamigen Stück ist keineswegs ein modernes Weib, hat aber doch manchen Zug, der unserer Zeit angehört. So fühlt sie sich erst durch den vermeintlichen Verrat ihres Geliebten entehrt, eine Anschauungsweise, der wir zum Beispiel in Fuldas Maskerade begegnen. Hebbel glaubte, daß die Konflikte der Gegenwart der echten Tragik oft ermangelten und hielt sie deshalb nur wenig für die Darstellung geeignet. Er schrieb hierüber an Rötscher: „Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form (der der Tragikomödie) vorgeführt werden. Tragisch zu sein hörten selbst

---

[1]) Vgl. Weitbrecht, C., Die Nibelungen im Modernen Drama. Zürich 1892. S. 15. [2]) Vgl. W. II, S. 103, Z. 493 ff.

die bedeutendsten auf, seit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, sondern nur noch mit ihren Interessen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieser Interessen, wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet, seien, sind der Komödie desungeachtet noch nicht verfallen, denn es gehen fürchterliche Wirkungen von ihnen aus." [1]) In Maria Magdalene erreichte Hebbel einen bisher noch unübertroffenen Höhepunkt im bürgerlichen Trauerspiel; doch in der Schilderung sozialer Zustände war er nicht glücklich und wandte sich wohl hauptsächlich deshalb wieder ganz dem historischen Drama zu. Doch in seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib vertrat er einen durchaus vorgeschrittenen, seiner Zeit weit überlegenen Standpunkt. Das Weib war ihm, wie jedes Individuum, vor allem Mensch, und wenn seine Menschenrechte gefährdet wurden, so mußten alle besonderen Rechte und Pflichten zurücktreten. Doch er dachte nicht daran, eine allgemeine und durchgreifende Veränderung in der Stellung des Weibes zum Manne und zur Gesellschaft zu befürworten; er widersetzte sich im Gegenteil allen darauf hinzielenden Bestrebungen und rechnete sich das als Verdienst an. Es ist ihm jedenfalls nie in den Sinn gekommen, daß unter unseren modernen gesellschaftlichen Zuständen das Weib gemeiniglich als Sache behandelt werde.

Ibsens Puppenheim wurde von seinen Landsleuten einstimmig abgelehnt; nach meiner Meinung nicht ohne Grund, denn der in diesem Stücke vertretene Standpunkt ist einseitig, unlogisch und unhaltbar. Daß gerade Ibsen, der Apostel der persönlichen Verantwortlichkeit, anderer Ansicht ist, beweist nur seine Voreingenommenheit für die neuen Ideen über die Stellung, die Rechte und die Bestimmung der Frau. Entweder haben wir keinerlei Verpflichtungen gegen andere, und dann ist Noras Entrüstung sinnlos, unberechtigt, eine Caprice, wenn auch darum nicht weniger ehrlich und wirklich. Oder

---

[1]) Vgl. W. II, S. 379 ff.

wir haben doch sowohl Pflichten gegen andere als auch gegen uns selbst, und dann müssen wir versuchen, beide in Einklang miteinander zu setzen. Nora lehnt aber alle Verpflichtungen gegen andere ab und macht also nicht gerade einen vielversprechenden Anfang, sich zur vollen und ganzen Persönlichkeit zu entwickeln. Es ist ganz und gar nicht ersichtlich, warum sie sich nicht in ihrer bisherigen Stellung zu echter Menschheit durchringen kann; falls sie befürchten muß, daß sich ihre Individualität in den alten gewohnten Verhältnissen nicht zu behaupten und entwickeln vermag, so dürfte nicht viel zu entwickeln sein. Das Drama wurde vor allem als ein Angriff auf die Ehe aufgefaßt, und zwar handelte es sich nicht so sehr darum, ob eine Frau überhaupt das Recht habe, ihren Gatten und nötigenfalls auch ihre Kinder zu verlassen, sondern darum, ob für Nora eine derartige Notwendigkeit vorliege, ob ihre Handlungsweise berechtigt sei, und darauf antwortete das Publikum mit einem unzweideutigen Nein. Das Stück wurde als Tendenzdrama aufgefaßt, daher die einstimmige Ablehnung. Diese wurde aber für Ibsen nur die Veranlassung, eine der sogenannten Musterehen zu enthüllen und zu zeigen, welch ein Sumpf sich unter der gleisnerischen Oberfläche verbirgt. Das Bild, welches er in den Gespenstern entrollt, ist in der Tat ein trostloses. Nun hört man oft und es liest sich ganz gut, klingt auch recht vernünftig, daß Frau Alving gleichsam eine in der Ehe verbliebene Nora sei, doch ist es unrichtig. Frau Alving ist kein phantasievolles, schwärmerisches, jugendliches Geschöpf, das in glücklicher Selbsttäuschung in den Tag hineinlebt, und dem Kammerherrn fehlt sogar zum pedantischen trockenen Pflichtmenschen noch ein gutes Stück. Die Ehe der Frau Alving ist von jedem Standpunkte aus eine Verrücktheit, und es ist sicherlich unsittlich, daß die Gesellschaft durch die zwingende Macht der Konvention, des Vorurteils und der Furcht vor dem Skandal auch die Auflösung solcher Ehen zu verhindern strebt. Das kommt aber hauptsächlich nur daher, daß der Moralkodex der Gesellschaft auf Ausnahme-

fälle keine Rücksicht nimmt. Als typisch kann man derartige Zustände doch wohl nicht bezeichnen. Doch falls man darauf besteht, daß solche und ähnliche Fälle keineswegs so selten seien, dann dürfen wir ruhig die Hände in den Schoß legen; uns bliebe dann kein anderer Trost als der, daß es unmöglich lange mehr dauern kann; je schneller aber das Ende, desto besser, also nur ja keine Verzögerung durch Heilungsversuche.

Für die Berechtigung von Noras Handlungsweise beweisen aber die Gespenster nicht das geringste. Auch dürfen wir keineswegs als die Meinung des Dichters ansprechen, was er seinen Personen in diesem Stück in den Mund gelegt hat. So predigt Oswald zum Beispiel die wilde Ehe oder freie Liebe, und Frau Alving würde selbst vor Inzest nicht zurückschrecken, falls sie das Glück ihres Sohnes dadurch erkaufen könnte. Die geläuterte Rebekka West (Rosmersholm) wird fast vernichtet durch die Entdeckung, daß sie unwissentlich in einem derartigen Verhältnis gestanden hat. Ibsen weist sogar die Annahme zurück, daß das Stück irgend etwas verkünde. „Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts. Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer irgendeine Frau Alving herausfordern. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen." [1]) Demgegenüber ließe sich nur einwenden, daß der Nihilismus nicht so allgemein sei, als der Dichter annimmt, und daß sein Drama dadurch viel an Bedeutung verliere. Doch das Stück wurde natürlich nicht einmal im Sinne des Dichters aufgefaßt; die große Mehrheit sah darin nur einen erneuten Angriff auf die Ehe.

In den Gespenstern führt der Dichter auch wieder eine Anschauung ins Feld, der wir schon früher, z. B. in den Stützen der Gesellschaft, begegnen, und die er wiederholt in seinen Briefen geäußert. Es ist die Enge der kleinen

---

[1]) Vgl. Ibsen, Briefe, S. 309.

Verhältnisse, die die Fähigkeit, groß zu denken, im Menschen verkümmert, die berechtigten Lebenstriebe in ein Unsittliches verkehrt, da dem Menschen nur Vergnügungen, keine Freuden geboten werden u. s. w. Der flotte, lustige, immer liebenswürdige Kammerherr wird dabei in den Augen seiner Gattin förmlich ein armes, beklagenswertes Opfer. Wie die Aeußerungen in den Briefen beweisen, handelt es sich hier in der Tat um die Ansichten des Dichters. Auch Konsul Bernick verliert in der Enge der Heimat die Fähigkeit, frei und groß zu denken, die ihm die große und freie Welt da draußen verliehen hatte. Gegen das Bedrückende kleiner und enger Verhältnisse läßt sich in der Tat nicht gut etwas einwenden; es ist leider eine traurige Tatsache, doch wer etwas wert ist, wird sich davon nicht erdrücken lassen. Die Freiheit in der großen Welt da draußen scheint für Ibsen hauptsächlich in den europäischen Großstädten zu Hause, etwas anderes hat der Dichter ja auch nicht kennen gelernt. Diese Freiheit besteht nun aber tatsächlich vor allem darin, daß der einzelne in der Menge verschwindet, von seinen Mitbürgern nicht ganz so liebevoll überwacht werden kann, als es in der kleinen Stadt möglich ist, und daß der in seinen Anschauungen Abgesonderte eher Gesinnungsgenossen unter diesen Tausenden von Menschen findet, die die Großstadt in ihren Mauern beherbergt. Naturgemäß sind die Bewohner der Großstadt denen der Kleinstadt in der Entwicklung voraus, in ihren sittlichen Anschauungen freier: doch bilden Unsittlichkeit, Laster, Verkommenheit und Verführung die Kehrseite der Medaille. Worin die großen erhebenden Freuden der Millionenstadt im Gegensatz zu den Vergnügungen der Kleinstadt bestehen, das hat Ibsen nie näher ausgesprochen. Auf dem Gebiete der Kunst geben wir das Uebergewicht ohne weiteres zu, und wer einzig und allein auf diesem Anregung finden kann, der muß sich allerdings auf die Großstadt beschränken. Auch auf Hebbel übten die Millionenstädte eine außerordentliche Anziehungskraft aus, und darin bildet er mit Ibsen einen schroffen Gegensatz zu Nietzsche,

der in die Einsamkeit des Hochgebirges floh, um den „Viel zu vielen" zu entgehen. Wer von der engen kleinlichen Heimat ein Jahresgehalt bezieht, das ihn unabhängig macht, der dürfte sich freilich da draußen in der großen Welt auch recht frei und unabhängig fühlen. Doch den Millionen in den europäischen Metropolen, die vor allem den Kampf um die Existenz auszufechten haben, dürfte diese Freiheit nicht immer so recht zu Bewußtsein kommen, und es ist sicher nicht wahre Freiheit, was die meisten an diese Orte fesselt.

Das Problem der Vererbung steht in den Gespenstern so sehr im Vordergrunde, daß man das Stück vorwiegend nach diesem beurteilt hat. Berg hat die Beziehungen zwischen den Gespenstern und Hebbels Julia in seinem Essay, Hebbel und Ibsen, bereits ausführlich erörtert. Die Idee der Verbindung zwischen Leben und Tod beschäftigte Hebbel schon früh, und sie erschien ihm seinerzeit humoristisch. — „Wer, wie ich, mit seinem ganzen Sein dem Tode anheimgefallen ist, sollte nicht mit verpesteten Armen ein junges, blühendes Leben umschlingen. Es ist humoristisch, daß ein Leichnam auf all die süßen Kleinigkeiten und Tändeleien einer Mädchenseele eingeht und sie wohl gar in der Erwiederung überbietet, aber eben, weil der Humor gräulich ist, ist er unwiderstehlich. Man wird Egoist im Unglück." [1]) Doch in der Julia gelangt die Selbstkorrektur eines solchen Individuums zur Darstellung. Auch Hebbel verwahrt sich energisch gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit seines Stückes, und ist wie Ibsen der Meinung, daß der Nihilismus allerorten unter der Oberfläche gärt. — „Ohne Zweifel steht es im schneidendsten Widerspruch mit den ‚gewöhnlichen' Formen und den ‚herkömmlichen' Ansichten, daß ein vornehmer Herr, der sich im Uebermut der Jugend physisch zu Grunde gerichtet hat, den Frevel, der darin liegt, erkennt und Buße dafür tut, weit entfernt, der Welt, die er um einen Menschen betrog, dadurch Ersatz zu

---

[1]) Vgl. Tgb. I, 445, auch B. I, S. 116, Z. 20 ff. und W. VIII, S. 360, Z. 20 ff.

leisten, daß er ihr einen Menschen erhält, der schon sicher verloren war, wie das in meinem Stück geschieht, wird er eine sittliche Niederträchtigkeit auf die andere folgen lassen. Er wird, wenn er dem Bacchus und der Venus notgedrungen Lebewohl sagen muß, seine ‚Karriere‘ zu machen suchen und sich trotz seiner auf Null reduzierten Leistungsfähigkeit in den Staatsdienst eindrängen, um nach oben zu kriechen, nach unten zu tyrannisieren; er wird, nachdem dies gelang, eine ‚Verbindung‘ schließen, um die Einnahme zu verdoppeln und für böse Stunden der Krankenwärterin gewiß zu sein; er wird auch wohl noch einen ‚Namensträger‘ ins Leben rufen, ein unglückliches, von vornherein ohne Schuld zu ewigem Leiden verdammtes Halb- und Zwitterwesen, und so die Zukunft vergiften, wie die Gegenwart verpesten. Dies ist gewöhnlich und herkömmlich; dem Bertram des ersten Akts begegnen wir in jeder großen Stadt hundertmal des Tags auf der Gasse; den Bertram des letzten treffen wir vielleicht in ganz Europa nicht einmal an.“ [1]) Ibsens Gespenster sind hier ganz entschieden überboten, und ein Bertramdrama ohne Selbstkorrektur von Hebbel ausgeführt, hätte sicher ein Monstrum werden müssen.

Die Beziehungen zwischen Mann und Weib in der Ehe erfahren durch Ibsen nochmals eine ziemlich eingehende Erörterung in dem Drama Rosmersholm. Ebenbürtigkeit, vollkommen gleiche Rechte, absolute Freiheit des Handelns und der geistige Charakter der wahren Ehe sind die hervorspringendsten Züge. In der Frau vom Meere wird dann klar, daß diese volle Freiheit des Handelns auch ein freiwillig gegebenes Versprechen aufhebt, ja daß eine derartige Uebereinkunft zwischen Gatten nicht getroffen werden sollte, da ein Zwang in derselben liegt. So war es auch Hebbels Ansicht, daß der förmliche Abschluß der Ehe entweder überflüssig oder unsittlich sei. Ibsen will allerdings, daß Freiwilligkeit an Stelle der Pflicht trete, daß die Gatten ganz

---

[1]) Vgl. W. II, S. 395, auch ibid. S. 142, Z. 8ff., und S. 143, Z. 20ff.

ineinander aufgehen sollen, nicht etwa nur das Weib im Manne, wenigstens von dieser Periode gilt dies. So geht Rosmer freiwillig mit Rebekka West in den Tod, denn er fühlt, „daß sich die Schuld seines Weibes nach dem unverrückbaren Gesetze der Ehe, die nur einen Menschen kennt, auf ihn überträgt, daß er die freiwillige Sühne der Gattin teilen muß. Hier also taucht das Noraproblem von neuem auf. Hier verwirklicht sich die ideale Ehe, die nur gemeinschaftliches Leben und einmütigen Tod kennt. Hier geschieht das Wunderbare." [1]) Doch das kann man tun, als Forderung darf man sich dies nicht abbedingen lassen, sagt schon Hebbels Mariamne. Wer sich aber über den Mangel des anderen an Opferwilligkeit zu entrüsten vermag, der hat kein Recht, das Opfern zu erwarten. Hier hat Hebbel psychologisch entschieden das Richtigere getroffen. Auch in Rosmersholm handelt es sich um ein Weib, die das Wunderbare nicht fordert, ja nicht einmal erwartet, die die Verantwortlichkeit für das, was sie getan hat und geworden ist, voll und ganz auf sich nimmt, die den Mann für ihre Anschauungen gewinnt, wie sie durch die seinen geläutert wird. Rebekka ist keine Schwärmerin, die sich ein Idealbild von Rosmer zurechtlegt und dieses aus der Ferne bewundert. Eines aber ist besonders zu beachten: die geistige Ehe kommt erst durch ein Zusammenleben von einer Intimität zustande, wie es unter gewöhnlichen Umständen nur in der Ehe möglich ist, und wegen dessen sich Rosmer des Treubruchs an Beate schuldig bekennt. Da nun aber nicht wohl alle den Weg Rosmers und Rebekkas gehen können, so werden sie es wohl nach wie vor mit der gebräuchlichen Form der Ehe versuchen müssen. Die Erziehung zur Ehe kann zum großen Teil erst in der Ehe erfolgen. Alles, was die vor der Ehe liegende Erziehung hier zuwege bringen kann, ist, daß die Jugend nicht mit geradezu falschen Erwartungen in die Ehe tritt, sondern in richtiger Erkenntnis des zu lösenden sittlichen Problems.

---

[1]) Vgl. Landsberg, H., loc. cit. S. 99.

Petsch ist der Meinung, daß Ibsen in Brand das Bild einer idealen Ehe in seinem Sinne entworfen habe. „Agnes versenkt sich ganz in den Beruf ihres Gatten, ohne doch auf Selbsttätigkeit zu verzichten. So darf sie ihm denn selber Anregungen geben, wie z. B. zum Neubau der Kirche; ...“ [1]) Welch ein Privilegium! Diese Selbständigkeit der Agnes ist denn doch ziemlich ausgeklügelt. Ohne Zweifel war das Verhältnis zwischen Brand und Agnes aber damals Ibsens Ideal einer wahren Ehe, in seiner späteren Periode hegt er jedenfalls ein anderes, nicht auf ein gänzlich passives Aufgehen des Weibes im Beruf des Mannes gerichtetes.

Allerdings bin ich der Ansicht, daß Ibsen allmählich zu der Erkenntnis gelangte, daß das Ideal des Weibes von vornherein von dem des Mannes verschieden, auf einen engeren Kreis beschränkt und auf die Gegenwart gerichtet sei, eine Anschauung, die Hebbel stets vertrat. Landsberg sagt: „Bei Ibsen kehrt der Gedanke ständig wieder, daß der Mann nur in Gemeinschaft mit dem wahlverwandten Weibe das Höchste erreichen kann, aber zugleich betont er immer aufs neue die absolute Gegensätzlichkeit des männlichen Ideals, als welches im unendlichen, immer unbefriedigten Streben wurzelt, und des weiblichen, welches im Leben selbst den eigensten Sinn des Daseins findet.“ [2])

Auf der Höhe der Periode, in welcher Ibsens Streben in der Befreiung der Frau gipfelte, verlor er diesen Unterschied allerdings gänzlich aus den Augen, oder betont doch wenigstens die Berechtigung des weiblichen Standpunktes zu einseitig ... Der Vorwurf, den er gegen die Männer erhebt, daß sie den Frauen an ihrem Lebenswerk keinen Anteil gönnen, reduziert sich einfach dahin, daß sie dem Standpunkt der Frau kein Interesse entgegenbringen und keine Berechtigung zuerkennen, weshalb auch die Frau dem Streben des Mannes ohne Anteil gegenübersteht. Ob das Interesse einer

---

[1]) Vgl. Petsch, R., loc. cit. S. 45. [2]) Vgl. Landsberg, H., loc. cit. S. 125.

Frau für eine bestimmte Aufgabe in den meisten Fällen mehr sein kann als eben die Anteilnahme an der Lebensaufgabe ihres Mannes, mag dahingestellt bleiben. Auch Brand achtet die Rechte des Weibes in Agnes nicht, obschon er sie durch die Macht seiner Persönlichkeit und den Charakter seines Berufes mit sich fortreißt. In dieser Negation des Weibes liegt eigentlich die Negation des Lebens, wie sie in Brand deutlich enthalten ist, bereits mit einbegriffen. Schon aus diesem Grunde können wir in der Ehe Brands kein Ideal erblicken, falls wir unseren Begriff von der Ehe nicht gänzlich umgestalten wollen, womit gerade der Frau am wenigsten gedient wäre, denn für das normale Weib gipfelt die Ehe bis jetzt noch im Kinde. Wenn überhaupt, dann ganz sicher nur in den seltensten Fällen, steht dem Manne das Recht zu, den Zweck des Weibes dem seinigen unterzuordnen. Auch Reich ist der Ansicht, daß in Ibsens Stellung zum Weibe ein Umschwung eingetreten ist. Er findet, im Epilog sei das alte Problem der Ehe nochmals erwogen. „Die auf gemeinsamen Genuß abzielende Gemeinschaft erfährt auch hier Verurteilung, die durch gemeinsame Arbeit begründete Ehe wäre die rechte geworden. Statt der unverstandenen Frau erblicken wir in Rubeks Ehe den von Maja unverstandenen Mann, dem das kleine, enge Gehirnchen nicht zu folgen vermag: die Ehetragödie so vieler Schaffenden auf allen Gebieten. Es fällt vielfach ein anderes Licht auf das Weib als in Ibsens frauenverherrlichender Epoche. Die Männer sind es nun, die leisten und vollbringen, die Frauen bloß Anreger wie Irene oder Empfangende wie Maja. Sie haben kein eigenes, ursprüngliches Interesse, sondern erhalten ihre Richtung von dem Manne, der ihr Herz gewinnt. Für Irene bedeutete die Plastik nichts, bevor sie Arnold kannte, für Maja wird die Jagd zum Ideal, als Ulfheim auf sie Eindruck macht. Auch darüber ist Ibsen nun im klaren: die Frau sucht nicht die Emanzipation von der Liebe, sondern die Emanzipation für die Liebe. Sie ist kein hehres, vergeistigtes Wesen, ihre Instinkte verlangen und trachten nach dem Manne, aber sie

begehrt ihn, um durch ihn Mutter zu werden. Für einen geliebten Gatten Kinder zur Welt zu bringen und aufzuziehen: das ist reinstes Frauenglück. Es bleibe dahingestellt, ob Ibsen dabei jetzt nicht zu sehr die Frau, die ist, im Auge hat und darüber die Frau, die kommt, vergißt." [1]) Ein bißchen liebäugeln mit diesem „hehren, vergeistigten Wesen" kann auf alle Fälle nichts schaden!

Ibsen ist dann also, das romantische Beiwerk abgerechnet, so ziemlich da wieder angelangt, von wo er seinerzeit ausgegangen ist. Wenn auch vielleicht das duldende, opferwillige Weib nicht mehr sein Ideal ist, so ist er doch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Mutterschaft die eigentliche Bestimmung des Weibes ist, mag die einzelner Individuen immerhin auf anderem Gebiete liegen. Das war aber die ständige Stellung Hebbels. Deshalb fordert er die Emanzipation der Frau nicht durch die Gesellschaft, sondern seitens des Mannes, und für ihn besteht dieselbe wesentlich in der Achtung und Pietät gegenüber der Eigenart des Weibes. [2])

---

[1]) Vgl. Reich, E., op. cit. Fünfte Auflage, S. 461.

[2]) Es sei hier nur kurz erwähnt, daß die modernen Frauengestalten Ibsens leicht heimatslos werden dürften, falls sie nicht etwa die „große, freie Welt da draußen" zu adoptieren gedenken, wozu allerdings eine starke Neigung vorhanden zu sein scheint. N. Hertzberg in seinem kleinen Schriftchen Er Ibsens Kvinde-Typer Norske? — Kristiania 1903, verwahrt sich ganz entschieden gegen die Annahme, daß diese Frauen in seinem Vaterlande zu Hause seien. Seine logische, sachgemäße, allerdings etwas religiös gefärbte Darstellung macht es klar, daß die Frauen Norwegens durchaus nicht solch arme, geknechtete, mißbrauchte Geschöpfe sind, als man nach Ibsens Dramen zu glauben geneigt sein könnte. Auch die Nietzsche-Typen weist er mit Entschiedenheit und wohl auch mit gutem Rechte zurück. Es steht in der Tat zu befürchten, daß die Ibsenschen Frauengestalten mehr Modell geworden, als nach Modellen aus dem Leben geschaffen sind.

Schluß.

In den Anschauungen Hebbels und Ibsens finden wir eine weitgehende Uebereinstimmung, doch wo dieselbe fehlt, treffen wir in der Regel auf einen absoluten Gegensatz. Außer den hier behandelten, zwischen den beiden Dichtern bestehenden Beziehungen existieren noch manche andere. Obenan steht wohl die häufige Benutzung und die Art der Behandlung des Symbolischen und Mystischen in den Werken beider. Eine vergleichende Untersuchung würde sicher zu interessanten Ergebnissen führen. Das vergleichende Verfahren ist in vorliegendem Falle allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden, da auf Ibsens Seite Tagebuchaufzeichnungen, theoretische Erörterungen und Briefe von wirklichem Belang uns nicht zu Gebote stehen. Brandes scheint jedoch anzudeuten, daß noch unveröffentlichte Briefe des Dichters, die einen tieferen Einblick in sein Geistesleben ermöglichen, vorhanden sind.

Wir dürfen als sicher annehmen, daß Ibsen während seines langjährigen Aufenthalts in Deutschland mit Hebbels Werken bekannt geworden ist. Landsberg ist der Meinung, daß dies bereits 1852 anläßlich der Studienreise Ibsens nach Dänemark und Deutschland geschehen sei; und Holm berichtet, wie sehr Ibsen durch eine Aufführung der „Maria Magdalene", der er in Dresden beiwohnte, ergriffen wurde. Sichere Belege von der Bekanntschaft Ibsens mit den Dramen Hebbels sind mir nicht vorgekommen; doch wie oberflächlich oder gründlich dieselbe auch gewesen sei, so wäre es wegen der ausgesprochenen Eigenart Ibsens wohl verfehlt, direkte Beeinflussung anzunehmen.

Und doch sind die bestehenden Aehnlichkeiten keineswegs zufälliger Art, sondern haben ihren Grund in dem Umstande, daß Hebbel und Ibsen Glieder der Kette sind, die das europäische Geistesleben, insbesondere aber das Geistesleben der germanischen Völker, im neunzehnten Jahrhundert durchlaufen hat.

Soweit die psychologische Behandlung der Charaktere in Betracht kommt, ist Hebbel als Bindeglied zwischen Kleist und Ibsen zu betrachten. Mit Kleist nahm das psychologische Drama in der deutschen Literatur seinen Anfang und zwar hatte es keinerlei Vorläufer in der Literatur anderer Völker. Auch die Romantiker legten dem Innenleben des Menschen einen großen Wert bei, standen ihm aber ohne eigentliches psychologisches Verständnis gegenüber. Ihre Weltanschauung ist, wie die Hebbels und Ibsens, pantheistischer Natur. Freilich nahmen sie an, daß Gott nicht nur in allem ist, sondern auch das gesamte Weltall umschließt, erkannten ihm also eine Existenz außer und unabhängig von der Welt zu. Doch ein Aehnliches gilt auch von den Anschauungen Hebbels.

Wenn man die Summe der romantischen Weltanschauung zieht, so halten sich das Individuum und das All in derselben so ziemlich die Wage. Im Grunde genommen unterscheidet sie sich von der Hebbels nur darin, daß die Romantiker das Leben nicht wie Hebbel als eine furchtbare Notwendigkeit auffassen, die jeder auf Treu und Glauben hinnehmen muß und von der es keine Erlösung gibt als den Tod, sondern daß sie sich immer und überall mit dem All eins fühlen, ohne den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Riß, der durch das menschliche Dasein sich zieht, zu verkennen. Die Romantiker bejahen das Leben, Hebbel verneint es, soweit das Individuum in Betracht kommt, und Ibsen lechzt danach, schwankt aber wegen seines Asketizismus beständig zwischen Bejahung und Verneinung hin und her. Die Romantiker suchten das Leben und das All vorwiegend durch das Gefühl zu erfassen, Hebbel und Ibsen durch die Reflexion. Auch die Moderne, die wir als ein weiteres Glied in der Kette der Entwicklung betrachten müssen, bemüht sich, die Welt und das menschliche Dasein fast ausschließlich durch den Verstand zu begreifen. Der Mensch wird zum bloßen Lebewesen herabgedrückt, das wie alles andere dem Gesetze von Ursache und Wirkung unbedingt gehorchen muß und das, wie alles Bestehende, nach

Selbstbehauptung und Entfaltung strebt, dessen Existenz mit dem Tode zum Abschluß kommt. Für die Romantiker bedeutete der Tod nur einen Uebergang, auf den in einem anderen Leben möglicherweise ein zweiter Tod folgt, der in einer Wiedergeburt zu irdischer Existenz besteht. Verwandte Ideen tauchen auch in Hebbel auf; doch entscheidet er in letzter Instanz, daß der Tod eine Wiedervereinigung mit dem Urquell alles Bestehenden, das Aufhören der Sonderexistenz des Individuums und daher das Ende des Zwiespalts ist, der das menschliche Leben beherrscht. Auch für Ibsen und für die Moderne bedeutet der Tod das Ende der individuellen Existenz. Der Gott sowohl der Romantiker als auch der Hebbels und Ibsens ist unpersönlicher Art. Bei den Romantikern ist sein Urprinzip die Liebe, ja er ist eigentlich identisch mit derselben. Die Moderne hat den Begriff „Gott" durch den der „Natur" ersetzt. Das allen gemeinsame Merkmal ist der unpersönliche Charakter Gottes, seine Bedingtheit und Gebundenheit. Die Gottheit ist im letzten Sinne nur das die Welt beseelende und beherrschende Prinzip.

Die Ausnahmestellung der Romantiker der Religion, besonders der christlichen Kirche gegenüber, ist aus dem Ueberwiegen des Gefühls bei ihnen zu erklären. Mystizismus und Symbolismus spielen bei den Romantikern, bei Hebbel und Ibsen eine große Rolle, und dem anfänglichen Ablehnungsversuch der Moderne folgte sehr bald ein starker Rückschlag. Nachdem nämlich der menschliche Verstand bis an die äußersten Grenzen vorgedrungen ist und alles erhellt hat, was er irgend erhellen kann, bleibt immer noch ein mächtiger Rest vorhanden, der aller Erklärungsversuche spottet und doch den menschlichen Geist unablässig zu neuen Lösungsversuchen reizt und ihn zwingt, sich irgendwie mit diesen Rätseln abzufinden. Wo der Verstand nicht ausreicht, kommt das Gefühl zu Hilfe. Durch das Gefühl versuchten nicht nur die Romantiker, sondern auch Hebbel, Ibsen und die Moderne das mystische Element im Leben des Menschen zu erfassen und zu bewältigen. Das Un-

bewußte, die Ahnungen, das Grauenerregende spielt sowohl bei den Romantikern als auch bei Hebbel und Ibsen eine große Rolle. Der Umstand, daß diese Elemente in der Moderne mehr in den Hintergrund treten, ist ein Zeichen der Oberflächlichkeit ihrer Anschauungen. Die Romantiker und Hebbel waren Universalisten. Auch Ibsen könnte man, aber nur bedingungsweise, als solchen bezeichnen. Bei ihm macht sich bereits der Einfluß der empirischen Methode, wie sie seit ungefähr der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in den Naturwissenschaften zur Anwendung kam, stark geltend. Die Moderne ging gänzlich in Einzelheiten und Aeußerlichkeiten auf, so daß sie die Allgemeinheit, die großen Zusammenhänge und tiefere Bedeutung des menschlichen Daseins aus den Augen verlor.

Der Ansturm gegen die Schranken der Moral, der Konvention und der altehrwürdigen Gebräuche geht auf Rousseau zurück; in der deutschen Literatur nahm er mit dem Sturm und Drang seinen Anfang. Die Stürmer und Dränger predigen ungezügelte Betätigung der Triebe und verwerfen alle Schranken. Bei ihnen steht überdies das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht nur im Mittelpunkte, sondern schließt fast alle anderen Gesichtspunkte aus. Tiefer schon haben die Romantiker das Problem der Sittlichkeit erfaßt. In Uebereinstimmung mit Hebbel und Ibsen bezeichnen sie es als ein ganz individuelles, und zwar als die Aufgabe, die Individualität, i. e. das Ursprüngliche und Ewige im Menschen zu entwickeln.

„Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben wäre ein göttlicher Egoismus."

„Sich ausschließlich der Entwicklung eines ursprünglichen Triebes zu widmen ist so würdig und so weise wie das Beste und Höchste, was der Mensch immer zum Geschäft seines Lebens wählen kann." [1]). Das ist doch wohl Hebbel

---

[1]) Joachimi, Marie, Die Weltanschauung der deutschen Romantik, Jena 1905; vgl. Gschwind, Hermann, Die ethischen Neuerungen der Frühromantik, Bern 1903.

und Ibsen aus der Seele gesprochen, und auch die Moderne stellt ähnliche Forderungen. Wie Ibsens Brand erklärt auch Friedrich Schlegel: „In dem Gebiete der Sittlichkeit, da heißt es überall: Nichts oder alles. Da ist in jedem Augenblicke von neuem die Frage von Sein oder Nichtsein." [1])

Hebbel, Ibsen und die Moderne betrachten die Freiheit des menschlichen Willens als etwas Bedingtes. Ein Gleiches müssen wir auch von den Romantikern voraussetzen, wenn wir ihr Mitgefühl, ihr Mitleid für Verbrecher, ihre große Duldsamkeit gegen Liebeswirren, die sie aus ihren Werken durchaus konsequent auf die Wirklichkeit übertrugen, in Betracht ziehen. Nur so wird es erklärlich, daß sie im Gegensatz zu den Stürmern und Drängern die Gesetzmäßigkeit des Genies behaupten; in Uebereinstimmung mit Hebbel weisen sie die Annahme, das Genie schaffe unbewußt, mit Entschiedenheit zurück. [2]) Fr. Schlegel tritt allerdings im Anschluß an Fichte für die unbedingte Freiheit des menschlichen Willens ein, steht aber mit seinen Anschauungen im Gegensatz zu Schleiermacher, dem Moralphilosophen der Romantik. [3]) Wie Hebbel, Ibsen und die Moderne, so fordern auch die Romantiker Ein- und Unterordnen des Individuums unter die Gesamtheit. Jeder hat zwar die heiligste Verpflichtung, die ihm angeborene Individualität zu entwickeln, doch muß diese Entwicklung der Gesamtheit unbedingt zugute kommen; ja, der einzelne kann sogar der Gesamtheit nur auf eine einzige Weise dienen und nützen, nämlich durch Ausbildung der ihm angeborenen Originalität oder besonderen Veranlagung. [4]) Doch Selbstbeschränkung ist „für den Künstler wie für den Menschen das Erste und das Letzte, das Notwendigste und das Höchste ... Denn man kann sich nur in den Punkten selbst beschränken, wo man unendliche Kraft hat". [5])

Das ist die Anschauung der Romantiker und auch die

---

[1]) Joachimi, loc. cit. S. 99. [2]) Joachimi, loc. cit. S. 163 ff. [3]) Gschwind, loc. cit. S. 66. [4]) Joachimi, loc. cit. S. 85. u. 93. [5]) Joachimi, loc. cit. S. 166.

Hebbels und Ibsens. In der Moderne verlautet vielleicht am wenigsten von dem Ideal der Beschränkung.

Ganz im Sinne Hebbels erklärt Novalis: „Das Bedürfnis eines Staates ist das dringendste Bedürfnis für den Menschen; um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf es eines Staates." „Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staate; je gebildeter, desto mehr Glied eines gebildeten Staats." „Ueberall sollte der Staat sichtbar, jeder Mensch als Bürger charakterisiert sein." Der Staat ist ein „Makroanthropos", ein „allegorischer Mensch"; andererseits repräsentiert der gereifte Mann einen Staat im kleinen. „Der Verheiratete verlangt Ordnung, Sicherheit und Ruhe — er wünscht als Familie, in einer Familie zu leben — in einem regelmäßigen Hauswesen — er sucht eine echte Monarchie." [1])

Die Frühromantiker als Ganzes betrachtet machten in ihrer Stellung zum Staate eine ähnliche Wandlung wie Hebbel durch. Anfangs waren sie für eine möglichst lose Staatsform, wurden aber später zu Verteidigern der damals bestehenden, nichts weniger als liberalen Staatsform. Wie wir gesehen, verwirft Ibsen höchst unlogischerweise den Staat in jedweder Form. Die Moderne bekämpft zwar einerseits den Staat, wie er ist, und macht ihn für die Schäden der Gesellschaft verantwortlich; erhofft aber andererseits von dem Staate, wie er sein soll und wie er, nach Ansicht vieler Modernen, in Zukunft sein wird, und zwar von ihm allein, das Heil der Menschheit. Die diesbezüglichen Forderungen Hebbels und Ibsens sind also durchaus nichts Neues.

Ibsen bejahte zwar theoretisch das Recht der Sinne, doch infolge seiner tiefwurzelnden asketischen Neigungen gab er mit der einen Hand nur, um mit der anderen wieder zu nehmen. Seine Sinnlichkeit ist übersinnlicher Natur, so paradox das auch klingt. Die Romantiker, Hebbel und die Moderne treten unbedingt für das Recht der Sinne und der

---

[1]) Gschwind, loc. cit. S. 117/118.

Leidenschaft ein. Novalis stellt sich mit dem Ausspruch: „Notzucht ist der stärkste Genuß" Nietzsche ebenbürtig an die Seite; doch handelt es sich hier wohl mehr um eine pathologische Erscheinung als um gesunde Sinnlichkeit.[1])

Auch den Romantikern erschien die Antike als die Religion des Lebens, das Christentum aber als die des Todes. Doch für sie waren Leben und Tod eigentlich eins. Die Verbindung der antiken (sinnlichen) mit der modernen (intellektuellen) Liebe erscheint ihnen als das zu erstrebende Ziel.[2]) Den Jungdeutschen schwebte übrigens ganz dasselbe Ideal vor. Die wichtigste Rolle in der geistigen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts spielen wohl die Stellung der Frau und die Ehe. Die Stürmer und Dränger erkannten dem Weibe volle Gleichberechtigung mit dem Manne zu und forderten seine Befreiung im Interesse der sinnlichen Triebe. Die Ehe verwarfen sie in Bausch und Bogen. Die Abneigung der Stürmer und Dränger gegen die Ehe, die nach ihnen besonders dem genialen Menschen zuwider ist, zeigt große Aehnlichkeit mit den Anschauungen, die Hebbel vor seiner Verheiratung über diesen Punkt hegte. Wilhelm Heinse und Friedrich Jacobi sind gleichsam die Vermittler zwischen den Stürmern und Drängern und den Anfängen der Romantik. Ersterer findet, daß die Ehe für den Pöbel vielleicht notwendig und nützlich sei, da er sich nicht selbst regieren kann.[3]) Jacobi ist der Meinung, daß die gesetzlichen und sittlichen Normen nur da seien, um bei der Menge das Gewissen zu vertreten.[4]) Beide Aussprüche stimmen mit Hebbels Denkweise überein, d. h. ehe er sich bezüglich der Ehe zu einem anderen Glauben bekehrte. Die Romantiker forderten gleichfalls die Emanzipation des Weibes, zwar auch für die Liebe; doch vor allem zu dem Zwecke der freien und ungehinderten Ausbildung ihrer Individualität, denn dies ist für jeden Menschen, er sei Mann oder Weib,

---

[1]) Gschwind, loc. cit. S. 125. [2]) Huch, Ricarda, Blütezeit der Romantik. Zweite Auflage. Leipzig 1901. [3]) Gschwind, loc. cit. S. 27. [4]) Gschwind, loc. cit. S. 34.

die erste und höchste Pflicht. Fr. Schlegel kam zu dem Schlusse, daß ein Unterschied zwischen der Natur und den Fähigkeiten des Mannes und der Frau nicht existiere oder höchstens ein Gradunterschied sei.[1] Fr. Schlegel erkennt zwar an, daß die „weibliche Organisation ganz auf den schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet" sei, findet aber, daß die Frau in eben diesem Berufe zu sehr mit den Bedürfnissen der Erde verstrickt werde, und daß sie infolgedessen ihres göttlichen Ursprungs und Ebenbilds nur allzu leicht vergesse. Die eigentliche Bestimmung der Frau sei der Häuslichkeit gerade entgegengesetzt.[2] Wie wir gesehen, nimmt Hebbel zu diesen Fragen einen durchaus entgegengesetzten Standpunkt ein. Er erkennt dem Weibe zwar das Recht seiner Individualität zu, widersetzt sich aber einer Verschiebung seiner Stellung dem Manne und der Gesellschaft gegenüber. Ibsen hingegen steht ganz auf dem Standpunkte der Romantik und erreicht den Höhepunkt in dieser Beziehung im Puppenheim und in den Gespenstern. Dasselbe gilt von der Moderne wie auch von der gesamten Frauenbewegung. Schleiermacher schreibt in seinem Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm."

„Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen, oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich wieder dem Unendlichen zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechtes unabhängig zu machen."

Die Liebe ist das heiligste, das unveräußerlichste aller Gefühle, sowohl für die Romantiker als auch für Hebbel, Ibsen und die Moderne. Das dritte Gebot in Schleiermachers Katechismus für edle Frauen lautet:

---

[1]) Gschwind, loc. cit. S. 46. [2]) Gschwind, loc. cit. S. 65; Ricarda Huch, loc. cit. S. 59.

„Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden"; und das vierte:

„Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde." Wir erkennen ohne Schwierigkeiten die Parallelen in Hebbel und Ibsen. Ersterer verurteilt das Weib, das Liebe gibt, ohne solche auch zu empfangen; Schleiermacher hat den Satz umgekehrt: „Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst."

Das zweite Gebot möchte ich Ibsens Nora oder eigentlich ihren männlichen und weiblichen Anbetern und Verehrern recht eindringlich vorhalten. Es lautet: „Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst deinen Mann lieben wie er ist. Denn die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis in das dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle." [1]) Obschon die Romantiker die Ehe als höchstes Ziel des Weibes verwerfen, so schwebt ihnen doch die freiwillige monogamische Ehe als Ideal vor. Ihre Angriffe, wie auch die Hebbels, Ibsens und der Moderne, sind vor allem gegen die Ehelügen, die Konvenienz- und Versorgungsheiraten gerichtet. Friedrich Schlegel findet: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen. Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zu-

[1]) Gschwind, loc. cit. S. 61 ff.; Huch, loc. cit. S. 59.

sammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche gefördert werden könnte." [1]) Wie schon erwähnt, verhielt sich Hebbel gegen die Emanzipation der Frauen durchaus ablehnend. Das junge Deutschland bildet hier den Vermittler: „Wenn später das junge Deutschland für Schlegel und Schleiermacher eintritt, nimmt es ebenfalls gegen die Ehelüge Stellung und bildet so das Bindeglied zwischen den Romantikern — über die es wenig hinausgekommen — und zwischen Ibsen und dem radikalsten Bekämpfer der Vernunft-, d. h. Geldheiraten — Max Nordau." [2])

Hebbel seinerseits weicht von der gradlinigen Entwicklung ab, indem er sich der Frauenemanzipation entgegenstellt; doch gestand er der Frau das Recht ihrer Individualität unbedingt zu, bezeichnete die Liebe als ihr heiligstes und unveräußerlichstes Gefühl, dessen Mißbrauch zum Verderben führt, und bekämpfte, wie die Romantiker, Ibsen und die Moderne, die Konvenienzheirat, die Assoziationen zu gegenseitigem Genuß, die Ehelüge. Ibsen andererseits fällt durch seine radikale Ablehnung des Staates aus dem Rahmen der Entwicklung heraus, ist aber trotzdem der Ueberzeugung, daß der Mensch seine Individualität nur entwickeln könne, indem er sich in den Dienst des Ganzen stellt; daß er aber nur durch Entwicklung seiner Individualität dem Ganzen dienen könne, worin Hebbel mit ihm übereinstimmt. Diese Abweichungen haben wohl bei beiden Dichtern ihren Hauptgrund in ihrer Herkunft und Erziehung. Wir dürfen demnach Hebbel und Ibsen als Bindeglieder zwischen der Romantik und der Moderne bezeichnen.

---

[1]) Huch, loc. cit. S. 59. [2]) Gschwind, loc. cit. S. 53.

